# DAN SHOCKER's

# Macabros





**Nr. 53**

**DM 1,50**

Printed in Germany

# Totenkopf-Mond




**Nr. 53**

# Totenkopfmond

## (Dritter Teil der »Skelettus-Trilogie«)

Der Betrunkene lallte: »Ich will nach Durham… Mister… können Sie das machen?«

Der angesprochene Taxifahrer zog die buschigen Augenbrauen in die Höhe. »Durham?« fragte er verwundert. »Aber das sind ja mehr als hundert Meilen…«

»Na und? Dann sind's eben hundert Meilen… Aber da wohn' ich… da muß ich wieder hin.« Er kicherte. »Meine Alte macht mir sonst das Leben zur Hölle… Die sagt immer zu mir: ›Komm' nicht zu spät nach Hause, Sam…‹ Und den Gefallen tu ich ihr…, ist doch klar… Eh' es Morgen wird… lieg ich an ihrer grünen Seite. Ich komm' nie zu spät, ich komm' immer so früh wie möglich.«

»Haben Sie denn genügend Geld bei sich?« erkundigte der Fahrer sich.

Der Betrunkene, der ihn an den Straßenrand gewunken hatte, fummelte in den Taschen seines Jacketts. Verdrückte Geldscheine kamen zum Vorschein. »Reicht das?«

Es waren sicher mehr als hundert Pfund.

»Geben Sie mir zwanzig Pfund als Anzahlung.« Hal Fisher gähnte. Er war den ganzen Tag mit dem Wagen unterwegs gewesen. Nun war er auf dem Weg nach Hause. Da kam dieses Angebot.

Er überlegte nicht lange. Hundert Meilen hin – hundert Meilen zurück… das lohnte schon den Einsatz. Für ihn blieben immerhin vierzig Prozent Umsatzprovision hängen.

»Na schön, dann steigen Sie ein«, sagte er wesentlich freundlicher, das Geld an sich nehmend. Der Alkoholisierte ließ sich auf den Rücksitz plumpsen, stopfte die restlichen Geldscheine achtlos in seine Tasche zurück und zog die Tür zu.

Hal Fisher fuhr los. Er schaltete das Autoradio ein, und leise Tanzmusik erklang.

Draußen war es feucht, kühl und neblig. Hier in dem windgeschützten, trockenen Wagen war es richtig gemütlich.

Hal Fisher warf einen kurzen Blick auf die Uhr am Armaturenbrett. Noch eine halbe Stunde bis zwei Uhr nachts. Wenn er sich dranhielt, konnte er es schaffen, daß er doch noch vor Morgengrauen in die Federn kam.

Dann allerdings mußte er an Tempo zulegen. Aber das war um diese Zeit kein Problem. Es war kaum jemand unterwegs.

Außerdem kam ihm zugute, daß er die Strecke nach Durham gut kannte. Unweit dieser Ortschaft lebten sogar Verwandte von ihm. Von deren Haus aus konnte man Loch Ness sehen.

Das war eigentlich eine Gelegenheit, mal wieder einen Blick zu George und Anne reinzuwerfen. Da konnte er drei, vier Stunden schlafen, wenn er sich für die Rückfahrt zu müde fühlte.

Er überlegte seine Möglichkeiten, aber nicht eine einzige sollte er

in die Tat umsetzen.

Denn was auf ihn zukam, warf alle seine Pläne über den Haufen.

*

Er kam langsamer vorwärts, als er erwartet hatte.

Zwischen den Bergen war der Nebel so dick, daß man meinte, ihn mit dem Messer schneiden zu können.

Hal Fishers Fuß stand mehr auf der Bremse als auf dem Gaspedal.

Die Nähe des Sees war fühlbar.

Sein Fahrgast schien unbewußt zu fühlen, daß er schon fast zu Hause war. Er räkelte sich und blickte aus dem Fenster.

Der Zufall wollte es, daß gerade in diesem Moment die Sicht bedeutend besser war. Die Straße führte in einem großen Bogen etwas vom See weg. Links stiegen wellenförmig die Berge in die Höhe, rechts dehnte sich eine Wiese aus, über die einige Nebelschwaden zogen.

Der Mann, der sich vorhin selbst mit Sam angesprochen hatte, atmete tief durch. »Das ist… aber komisch«, sagte er verwundert. Seine Stimme klang nicht mehr so belegt wie zu Beginn. Er hatte die ganze Zeit über fest geschlafen, schüttelte sich und wischte sich über die Augen.

»Was ist komisch?« erkundigte Hal Fisher sich.

»Das ist doch nicht der richtige Weg, Mister…«

»Er ist's, verlassen Sie sich drauf.«

»Hm, merkwürdig. Das sieht zwar aus wie die Caton-Lichtung, aber sie ist's nicht.«

»Es ist die Caton-Lichtung! In etwa vierzig Minuten sind wir in Durham – vorausgesetzt, daß nicht wieder so eine Milchsuppe herrscht.«

»Milchsuppe? Sie scheinen schlecht zu sehen. Lassen Sie das bloß die Polizei nicht merken. Das Wetter könnte doch gar nicht besser sein. Die Luft ist vollkommen klar.«

»Sie ist es im Moment. Die ganze Zeit war sie's nicht.«

»Da hab' ich nichts davon bemerkt«, erhielt er zur Antwort, worauf er klugerweise nichts mehr erwiderte.

»Es ist nicht die Catons«, beharrte Sam auf seinem Standpunkt, mit weitaufgerissenen Augen aus dem Heckfenster starrend. »Da hat doch noch nie ein Turm gestanden.«

»Da steht auch jetzt keiner. Wo soll denn ein Turm sein? Ich jedenfalls seh'…« Er unterbrach sich und fuhr langsamer.

Hal Fisher mußte zweimal hinsehen.

Der längliche, zigarrenförmige Schatten mitten auf der Wiese irritierte offensichtlich auch ihn.

»Aber das kann doch nicht sein! Da hat – niemals einer

gestanden…«

»Sag ich doch die ganze Zeit…«

Fishers Augen verengten sich. Sollte er im Nebel doch vom Hauptweg abgekommen sein?

»Ich kann es mir einfach nicht vorstellen.«

Er fuhr an den Straßenrand und hielt. Deutlich zu sehen in der Dunkelheit war die alte Ruine, die seit Jahrhunderten hier stand. Aber dann – müßte er sie doch kennen.

Minutenlang saßen die beiden Männer da. Gegen den fahlen, verwaschenen Himmel zeichnete sich die mächtige Ruine bizarr und irgendwie bedrohlich ab.

Nebel waberten um das Fundament.

Hal Fisher kurbelte das Fenster herunter.

Ein dumpfes, anhaltendes Knirschen war zu vernehmen.

»Das kommt drüben von der Ruine«, entfuhr es ihm. »Da ist jemand.«

*

»Hört sich geradeso an, als ob einer damit beschäftigt wäre, das alte Gemäuer einzureißen.«

Der Fahrgast hielt den Atem an, als Hal Fisher dies sagte. Dann gab er sich einen Ruck. »Ich träum' doch nicht, oder?«

»Nein, dann müßte ich auch träumen. Ich seh' die gleiche Turmruine, ich höre die gleichen Geräusche.«

»Mhm«, knurrte Sam. »Und Sie haben heute abend keinen Tropfen getrunken?«

Fisher blickte den Sprecher empört an.

»Wie kommen Sie denn darauf?«

Sam zuckte die Achseln. »Nur so.«

»Ich habe Verantwortung für den Wagen. Ich hab' keinen Tropfen zu mir genommen.«

Sam seufzte und wischte sich über die Augen. »Entschuldigen Sie diese Frage, aber ich muß einfach wissen, was los ist. Ich muß wissen, wo ich steh'. Meine Frau hat immer gesagt, daß es mal so anfangen würde.«

»Was meinen Sie damit?«

»Delirium tremens… man sieht Spinnen, weiße Mäuse und Fledermäuse und alles mögliche, was da kreucht und fleucht. Und jetzt seh' ich einen Turm, wo nie einer gestanden hat! Ich leb' seit vierzig Jahren hier in der Gegend, kenne sie wie meine Hosentasche. Eine Turmruine aber wächst nicht über Nacht wie ein Pilz aus dem Boden, nicht wahr, Mister? Sie muß schon immer dagewesen sein. – Ich bin inzwischen völlig nüchtern, das dürfen Sie mir glauben. So

etwas schlägt einem auf den Magen. – Glauben Sie an Geister, Mister?« schoß er unvermittelt seine Frage ab.

»Ich weiß nicht!« Hal Fisher kamen so langsam Zweifel, ob er wirklich die richtige Richtung eingeschlagen hatte. Vielleicht täuschten sie sich beide.

Plötzlich hörten die Geräusche auf.

Dafür war jetzt etwas zu sehen. Dunkle Schatten bewegten sich drüben an dem Gemäuer.

Geistesgegenwärtig hatte Fisher vorhin schon die Scheinwerfer gelöscht.

Von dort drüben waren sie ganz offensichtlich noch nicht entdeckt worden. Wer immer da in unmittelbarer Nähe der rätselhaften Turmruine hantierte, führte etwas im Schild, was andere Augen nicht sehen durften.

Was ging da drüben vor?

Geschah ein Verbrechen? Versteckte jemand seine Beute? Aber der Turm stand ja schließlich im Mittelpunkt des Interesses.

»Ich seh' mir die ganze Geschichte mal aus der Nähe an«, sagte Sam plötzlich, und schon stieß er die Tür auf. »Das Ganze läßt mir einfach keine Ruhe. Bleiben Sie hier in Ihrem Taxi, Mister, und halten Sie die Hand in der Nähe des Zündschlüssels. Wenn's brenzlig werden sollte, kann es sein, daß wir ganz schnell verschwinden müssen.«

Der Fahrgast stieg nach draußen. Hal Fisher verfolgte ihn mit seinen Blicken, wie er den leichten Abhang nach unten lief und mit der Dunkelheit verschmolz.

Auch Fisher reizte es, dieser gespenstischen Sache auf den Grund zu gehen.

Er war Schotte. Er glaubte an Geister. Es gab mehr als einen Beweis für ihre Existenz, auch wenn es viele Menschen nicht wahrhaben wollten.

Er hatte das vorhin nur nicht eingestehen wollen.

Der Turm – ein Spuk aus einer anderen Zeit? War hier in dieser Ebene vor langer Zeit möglicherweise etwas geschehen, was sich in dieser feuchten, kühlen Nebelnacht als Geistererscheinung wiederholte?

Die Neugierde trieb auch ihn aus dem Auto, und er ging einige Schritte die sanft abfallende Böschung hinunter.

Sam war inzwischen hinter dem baufälligen Turm verschwunden, der eckig war.

Hal Fisher sah seinen Fahrgast nicht mehr, dafür aber vernahm er einen gellenden, markerschütternden Schrei!

*

Er stand ihnen gegenüber – dämonischen Wesen aus einer anderen Welt!

Der Mann aus Durham erstarrte, und nur noch seine Augen, die erregt hin und her gingen, zeigten an, daß noch Leben in diesem Körper steckte.

Im Halbkreis standen sie vor ihm. Schauerlich anzusehende Gestalten, denen nichts Menschliches anhaftete. Die Monster aus einem Gruselfilm schienen der Leinwand entsprungen.

Ein Knochenvogel stand vor ihm, der seine bleichen, federlosen Flügel klappernd spreizte, eine Echse mit langem Schwanz richtete sich bedrohlich auf. Auch sie hatte weder Haut noch Fleisch auf den Knochen. Die fahlen Knochen schimmerten unter dem Licht eines Mondes, der plötzlich hinter den aufquellenden Wolken hervorbrach.

Sam bekam nur beiläufig mit, daß mit diesem Mond etwas nicht stimmte.

Er war so ungeheuer groß. So hatte er ihn noch nie wahrgenommen!

Es schien, als ob er unmittelbar aus den dunklen Wassern von Loch Ness emporsteige und den düsteren, brodelnden Himmel dahinter völlig einnehme.

Zu den beiden Tierungeheuern kam ein drittes: ein Mensch. Urwelthaft, gedrungen – knöchern. Ein lebendes Skelett!

Es hielt eine steinerne Keule, die jedoch mehr an einen Morgenstern erinnerte.

Sam schrie auf. Er registrierte seinen eigenen Schrei nicht.

Sein Begriffsvermögen setzte aus.

Er verstand nicht, was hier geschah.

Durch seinen erstarrten Körper jagte heiß und fiebrig das Blut und pochte in seinen Schläfen. Sein Herz raste, als wolle es seine Brust sprengen.

Zur Flucht kam er nicht mehr.

Die Morgensternkeule wurde nach vorn gerissen.

Der Schatten legte sich über seine Augen und verdeckte eine Zehntelsekunde lang den riesigen, unheimlichen Mond, der die nicht minder unheimliche Szene beleuchtete.

Es war ein Mond, der in dieser Form, mit diesem Aussehen noch nie auf der Erde geschienen hatte.

Die dunklen Krater und bizarren Bergketten darauf bildeten eindeutig einen Totenschädel.

Es war der Totenkopfmond!

Als Symbol des Todes stand er über dem See, der Wiese und dem bizarren, eckigen Turm.

Der Mann, der nach Durham wollte, sollte niemals ankommen.

Die Waffe in der Hand des gedrungenen Skelettgeschöpfs verfehlte

nicht ihr Ziel.

Sie traf Sams Kopf.

Der brach wie vom Blitz gefällt zusammen.

*

In diesem Augenblick erreichte Hal Fisher den Turm.

Er hörte das dumpfe Geräusch, das durch den aufschlagenden Körper verursacht wurde.

Seine Augen weiteten sich, als er blitzschnell zwei Schritte nach vom machte – und entsetzt zurückprallte.

Die Knochenmonster… auf dem Boden der Mann aus Durham, mit zerschmettertem Schädel in seinem Blut liegend.

Unmenschliche Feinde aus einem Gespensterland!

Hal Fisher erschauerte. Sein Körper wurde eiskalt, als ob jemand einen Eimer Polarwasser über ihn gösse.

Er warf sich herum. Er wußte nicht, ob er schrie, und begriff nichts. Sein Denken setzte aus.

Er lief geduckt davon. Eine fremdartige Lanze wurde abgeschossen. Die Knochenechse griff ihn damit an, sie war ihm am nächsten. Der Speer verfehlte ihn um Haaresbreite. Er bohrte sich tief in den Grasboden.

Hal Fisher lief um sein Leben.

Der kalte Schweiß brach ihm aus.

Die klappernden Knochen seiner Verfolger klangen wie eine dumpfe, unheilvolle Melodie aus einer fremden Welt. Es hörte sich an, als würde jemand mit einem weichen, mit Lappen umwickelten Stab auf einem Xylophon spielen, das nur aus hohlen, morschen Knochen bestand.

Fisher verstand die Welt nicht mehr und zweifelte an seinem Verstand.

Der Weg über die feuchte Wiese zurück zu seinem Wagen kam ihm endlos vor.

Fisher rannte und wurde im wahrsten Sinne des Wortes von Furien gejagt.

Verzweifelt, voller Angst und Entsetzen starrte er auf den oben abgestellten Wagen, dem er entgegenjagte.

Die Verfolger waren dicht hinter ihm.

Würde er das Fahrzeug erreichen, ehe die Unheimlichen aufholten und ihn ermordeten – wie Sam, den Mann aus Durham?

*

Zur gleichen Zeit… in einer anderen Welt und einer anderen

Dimension.

Es war die Welt Maghon.

Dort gab es wie auf der Erde viele Länder und Völker.

Die beiden größten Rassen dieser Welt – die aus Ullnak und Antolanien – waren durch die magischen Manipulationen eines menschenfeindlichen Geschöpfs lange Zeit getrennt gewesen. Diese Trennung war durch Tamuur, den Scharlachroten, verursacht worden. Vor langer Zeit schon legte er den Grundstein zu diesem Unternehmen. Das Schicksal beider Völker bewirkte die Vorgänge, die viele Jahrhunderte später entscheidenden Einfluß auf die Ausdehnung seiner Macht haben sollten.

Begonnen hatte Tamuurs Herrschaft im Tal der tausend Foltern, jener rätselhaften, bizarren Wildnis, die er ganz in seinen grausamen, lebensumwandelnden Garten veränderte.

Hatte es wirklich da begonnen?

Rani Mahay, der Koloß von Bhutan und getreue Streiter im Kampf gegen das Böse, stellte sich diese Frage mit Recht.

Es schien ihm, als weile er bereits eine Ewigkeit in dieser fremden Dimension, in die er dem Freund, Björn Hellmark, folgte, der das Geheimnis um Tschinandoah lösen wollte.

Heimlich benutzte Rani Mahay den geheimnisvollen Dimensionsspiegel der irischen Hexe Kiuna Macgullyghosh, um seinen Freund auf seinen abenteuerlichen Wegen zu begleiten.

Widrige Umstände verhinderten dies. Die Freunde wurden getrennt.

Nach vielen Irrwegen geriet Mahay in die Klauen des menschenverachtenden, grausamen Magiers Tamuur, der weder Mensch, noch Tier, noch Pflanze war. Sein Ziel war es, eine ganze Welt in die Irre zu führen und eines Tages einen einzigen, grausamen Garten daraus zu machen. Jede Form von Leben sollte so gestaltet sein, wie er es haben wollte. Er wollte allein in einem gigantischen Garten leben.

Auch Mahays Tigerkatze, Chitra, war Tamuurs Opfer geworden. Als bizarre Pflanze lebte die Tigerin in dem dschungelähnlichen Garten, der wie eine riesige Krebsgeschwulst inmitten des Landes und der Stadt Ullnak lag.

Ullnak gehörte seit jeher einem Fürstengeschlecht, aus dem schließlich Aleana, die rechtmäßige Erbin dieses Landes, hervorgegangen war. Gemeinsam mit Aleana wollte Tamuur herrschen. Er liebte diese schöne Frau und erwartete, daß sie ihn wiederlieben konnte, wenn er ihr eine Welt zu Füßen legte. Nach anfänglichem Widerstand ging sie scheinbar darauf ein. Das allerdings aus purer Berechnung. Sie hatte erkannt, daß Widerstand Tamuurs Machtstreben nicht einengen konnte, daß sie ihn so nicht besiegte.

So fügte sie sich ihm und führte Tamuur an der Nase herum, um den Spielraum zu gewinnen, den sie brauchte, um eventuelle Schwächen des scheinbar unbesiegbaren Scharlachroten aufzudecken.

In einem gewagten Spiel entdeckte sie in der sonst niemand zugänglichen Bibliothek Hinweise darauf, daß Tamuur nicht alles so fest in der Hand hielt, wie ein Außenstehender es meinen mochte.

Sie gab Mahay, der zu einem Sklaven Tamuurs geworden war, einen Tip. Der führte ihn in die Welt Antolanien, auf der ein Fluch lastete.

Die Antolanier waren vom rechten Weg abgekommen, als sie ihrem Eingott abschworen und mit gewagten Experimenten unter Beweis stellen wollten, daß auch sie in der Lage waren, die letzten kosmischen Geheimnisse zu ergründen und zu verstehen.

Sie waren den falschen Weg gegangen. Falsche Propheten waren aufgetreten und falsche Priester. Diese Stunden des Rituals und der Abwendung hatte Tamuur benutzt, um die Macht des Totenkopfmondes wirksam werden zu lassen.

Dieser Mond strahlte sein unheimliches Licht ab und veränderte die Struktur der Welt Antolanien. Das Symbol des Todes beherrschte von Stund’ an das Leben der übermütig gewordenen Antolanier.

Das Licht des Totenkopfmondes ließ Erde und Steine, Pflanzen und Tiere zu Knochen werden. Die meisten Tierarten starben dabei aus.

Die Antolanier wurden zu Skeletten.

Nach seiner gewagten und von Aleana vorbereiteten Flucht aus Ullnak gelang es dem in die Welt Maghon verschlagenen Inder, nach Antolanien einzudringen. Dabei machte er die Erfahrung, daß die Menschen dort nicht wirklich nur noch Skelette waren, sondern daß das rätselhafte Licht des Mondes dabei jene Rolle spielte wie die Röntgenstrahlen der Erde, mit denen man Dinge durchsichtig machen konnte.

Daß allerdings Steine und Erde, Pflanzen und Tiere als Knochen auftauchten, das wiederum mußte mit einer gewissen hypnotischen Sphäre zusammenhängen, welche wiederum mit der Strahlung zu tun hatte.

Das machte auch erklärbar, wieso zu manchen Stunden, in denen der rätselhafte Mond besonders groß und stark am Himmel über Antolanien zu sehen war, die Antolanier sich gebärdeten wie die Werwölfe.

Rani war es gelungen, das Amulett zu finden, das im weißmagischen Zentrum von Antolanien auf dem Grund eines fast versiegten Sees gelegen hatte.

Mit diesem Amulett war die Erinnerung des Antolanienherrschers Fürst Ramdh zurückgekehrt, der aufgrund des Abfalls von seiner Gottheit und der Magie Tamuurs zu Fürst Skelettus geworden war.

In Verbindung Antolanien/Ullnak gab es seither Gemeinsamkeiten und Rätsel.

Da existierte die Ebene des Tagspuks. Seit Jahrhunderten waren dort Menschen verschwunden und hatten seltsame Visionen. Die steppenartige Ebene wurde für tabu erklärt.

Das hatte seine Bedeutung gehabt, wie Mahay bald herausfand.

Wo sich der Tagspuk ereignete, war gewissermaßen die »schwache Stelle« des großen Tamuur. Hier nämlich gab es eine Möglichkeit, in das Land Antolanien zu gehen. Man glitt förmlich in das nebelhafte andersdimensionierte Gebiet hinein, wo man glaubte, daß die Burgen und alle Städte in den Wolken schwebten .

Von dort war der Angriff schließlich in Tamuurs Machtzentrum getragen worden. Fürst Skelettus und Rani Mahay an der Spitze eines Heeres waren eingefallen in eine Stadt, die auf Kampf und Aufstand in diesem Ausmaß nicht eingerichtet war.

Aleana hatte ihren Teil dazu beigetragen, daß dieser Aufstand zu einem Erfolg geworden war.

Die Völker Ullnaks und Antolaniens waren wieder vereint. Und das hatte, wie es geschrieben stand in den rätselhaften Büchern Tamuurs, zur Folge gehabt, daß sich die Fluchsituation der Antolanier veränderte. Sie waren wieder menschlich geworden. Das Licht des Totenkopfmondes hatte auf Maghon keine Kraft mehr. Die Antolanier, die als Skelette weiterexistierten – und das seit Jahrhunderten – als lebende Mahnung und Bedrohung, hatten ihr altes Aussehen zurückerhalten.

Aleana hatte den Triumph des Sieges, der beide Völker anging, jedoch nicht mitbekommen.

Tamuur hatte sie entführt.

»Er hat sie als Geisel mitgenommen und führt etwas im Schilde, daran gibt es keinen Zweifel«, murmelte Rani Mahay, der gemeinsam mit Fürst Ramdh auf einer galerieartig vorgeschoben Turmausbuchtung des Herrscherpalastes von Ullnak stand. Dort waren sie zu Gast. Nach dem kriegerischen Aufstand gingen die Völker Antolaniens und Ullnaks heran, die letzten Spuren der Auseinandersetzung zu beseitigen. In Mitleidenschaft gezogene Gebäude wurden restauriert, die Toten, die es gerade innerhalb und in unmittelbarer Nähe des Palastes gegeben hatte, wurden beseitigt.

Alles, was an Tamuur erinnerte, war zerstört.

Alle Kammern des Palastes hatte man inzwischen unter die Lupe genommen, und jene Dinge beseitigt, von denen anzunehmen war, daß sie Unheil bringen konnten: Tamuurs Symbole, zauberkräftige Essenzen und Kräuter.

Besonders jene Räumlichkeiten, die ohne Fenster waren, um das Tageslicht fern zu halten, waren eingehend untersucht worden.

Tamuur war aus einem solchen Raum durch magische Kraft mitsamt Aleana verschwunden. Und alle seine Bücher hatte er mitgenommen.

Mahay blickte hinab in die Stadt. Der Blick reichte weit. Überall Türme, spitze Häuser, winklige Gassen, in denen anheimelnde Laternen brannten. Menschen befanden sich noch auf den Gassen, auf den Plätzen vor den Brunnen, an den Fenstern und auf den Balkons.

Sie unterhielten sich oder spielten Bangj, ein Spiel mit zusammenklappbaren Figuren, die sich voneinander nur ganz geringfügig unterschieden. Diese Figuren wurden jeweils in veränderter Position vom Gegner mit verschlossenen Augen aufgestellt.

Wenn nun ein Zug erfolgte, dann mußte der Spielpartner innerhalb eines genau festgelegten Zeitraumes die passende Figur finden, um seinem Gegner pari zu bieten.

Da er diese Figur im wahrsten Sinne des Wortes erst suchen mußte, rannte er wie von Sinnen von einer zur anderen, um die passende zu finden.

Die Rennerei wiederum nahm oft so bizarre Formen an, daß es in den Straßen und Gassen und auf den Plätzen, wo Bangj gespielt wurde, zu erheblichem Gelächter, heiterer Ausgelassenheit und lebhaften Diskussionen kam. Und wenn einer der Zuschauer, der das Erkennungsmerkmal der passenden Figur früher entdeckte als der eigentliche Spieler durch eine Geste oder einen Zuruf ihn darauf aufmerksam machte, dann wurde dieser Kiebitz damit bestraft, daß er im nächsten Spiel die Rolle einer Figur übernehmen mußte.

Beleuchtet waren die Fenster in den engen Gassen, Lokalen und Vergnügungsstätten, die gut besucht waren. Berittene patrouillierten durch die Straßen.

Dies war das eine Bild Ullnaks nach diesen ersten Kriegstagen, die dem Aufbau, der Sammlung und der Freude dienten.

Die Barrieren zwischen beiden Völkern waren niedergerissen.

Das andere Bild war der Irrgarten Tamuurs, dessen Zauberpark. Hier hatte niemand etwas ändern können. Mit Flammenwerfern und Giften waren Fachleute gekommen, um diesen gewaltigen Dschungel, der Tausende von Quadratmeilen einnahm, auszumerzen. Das Leben, das er mit Hilfe natürlicher Zellen gebildet hatte, ließ sich nicht ausrotten. Teuflische, magische Kräfte hatten sich damit verbunden. Der unheimliche Garten Tamuurs hier in Ullnak war sein Vermächtnis und erinnerte Tag und Nacht an ihn. Die Ausgelassenheit, die nach Tamuurs Flucht bei großen Teilen der Bevölkerung mit Recht ausgebrochen war, schien doch nicht ganz so echt zu sein.

Der Zaubergarten – war er nicht wie ein Omen des Bösen zurückgeblieben? Ein Omen, das anzeigte, daß Tamuur doch noch gegenwärtig war, daß seine Abwesenheit vielleicht nichts mehr war

als eine kurze Episode, daß er bald wieder zurückkam, um nur noch grausamer zu herrschen.

Auch Mahay und Ramdh fürchteten Ähnliches.

Noch lebte Tamuur. Irgendwo in einer anderen Dimension, in die er auch Aleana als Pfand mitgenommen hatte. Bisher war es nicht möglich gewesen, herauszufinden, wie er es im einzelnen fertigbrachte, aus der Burg zu entkommen und wo er sich zur Zeit befand.

Eines nur war mit Sicherheit inzwischen geklärt worden: Tamuur war nicht nur mit Aleana geflohen. Er hatte andere mitgenommen. Bei der Zählung und Identifizierung der Toten, die der Kampf gefordert hatte, stellte man fest, daß zahlreiche Mitstreiter aus Ramdhs Reihen fehlten.

Der Kampf hatte bestätigt, daß Fürst Ramdh Gegner in den eigenen Reihen gehabt hatte. Dalp, einer seiner engsten Berater und Vertrauten, war der Anführer der Verräter gewesen, die zahlreiche kampfstarke Streiter aus dem Hinterhalt niederschlugen und töteten.

Dalp befand sich nicht unter den Toten. Viele andere auch nicht. Sie waren einfach verschwunden. Augenzeugen, die befragt wurden, wußten übereinstimmend zu berichten, daß in dem Augenblick, als das magische, von den Vorvätern stammende Amulett in die für es passende Stelle gebracht wurde, sich einiges ereignet hatte.

Da waren die Skelette wieder zurückverwandelt worden in Menschen aus Fleisch und Blut.

Aber Dalp und eine ganze Anzahl seiner Anhänger, die dem dämonischen Glauben anhingen und eine Rückkehr des Volkes auf den rechten Weg vereiteln wollten, machten diese Umwandlung nicht mit.

Nach der Entknotung des magischen Fluchs waren sie Skelette geblieben.

Viele Kampfgefährten konnten sich daran erinnern, daß die Skelette die Treppen hochjagten und in jenen Räumen verschwanden, die keine Fenster aufwiesen.

Das konnte nur eines bedeuten: Tamuur hatte denen die Flucht ermöglicht, die sich in Gefahr befanden, von den siegreichen Streitern überrannt zu werden.

Er brauchte diejenigen noch, die seine Anhänger waren.

Rani Mahay atmete tief durch. Sorgenfalten standen auf seiner Stirn. Der Inder sah ungewöhnlich ernst aus. Die Tatsache, daß man bis zur Stunde noch keine Möglichkeit gefunden hatte, den Fluchtweg Tamuurs zu erkennen und nachzuvollziehen, gab ihm zu denken.

Der Inder ging in den Saal zurück, in dem Tamuur zuletzt residierte und der früher den Fürsten von Ullnak als Domizil diente.

Groß und auffallend war der Thron, dessen eine Lehne ein schlangenähnliches Wesen darstellte. Die Augen der Schlange wurden

von zwei Amuletten gebildet.

Das eine Amulett befand sich seit jeher hier – das andere war dank Mahays Hilfe und der Geistesgegenwart des Fürsten Ramdh hierher gebracht worden.

Mit diesem Amulett hatte es seine besondere und rätselhafte Bewandtnis.

Es stand fest, daß es einst als Geschenk vom Boten eines fremden und fernen Landes in diese Dimension gebracht worden war. Das Amulett, das seit jeher im Kopf der steinernen Schlange des Thronsitzes steckte, zeigte das Abbild eines Mannes, der Mahays Freund war: Björn Hellmark.

Aber ganz genaugenommen war es nicht der Hellmark, wie er ihn kennengelernt hatte. Das Bild zeigte einen Mann mit strohblondem Haar, einem markanten Gesicht, einen Abenteurer aus einer anderen Zeit, einem anderen Land. Das war Kaphoon, der Namenlose. Und Björn Hellmark war in einer früheren Zeit in seinem ersten Leben auf der blühenden Insel Xantilon dieser Kaphoon gewesen. Man nannte ihn auch den »Sohn des Toten Gottes«. Was es genau mit dieser Bezeichnung auf sich hatte, war jedoch bis zur Stunde nicht geklärt worden.

Rani Mahay betrachtete den Thron und besonders die beiden Amulette, die sich wie ein Ei dem anderen glichen.

»Dieser Thron hat eine Veränderung gebracht. Der Kopf der steinernen Schlange war seit jeher für zwei Amulettaugen bestimmt gewesen – es sieht ganz so aus, als wäre dieser Thron mit den beiden Amuletten als Augen für die Steinschlange gebaut worden.«

Ramdh nickte. »Die Bücher der Historiker und Propheten sagen darüber nichts Genaues aus. Die Tatsache jedoch, daß sich beide Augen einst hier befanden, beweist, daß beide Völker seit jeher eine Einheit bildeten, daß die Trennung von Ullnak und Antolanien widernatürlich war, daß der Spuk, den die Menschen aus Ullnak fürchteten, in Wirklichkeit eine Art Abwehrmechanismus darstellte, um Tamuurs Kreise nicht zu stören.«

Rani Mahay nickte. »Das weißmagische Zentrum innerhalb Antolaniens war ihm stets ein Dorn im Auge, und für ihn war wichtig, soviel Zeit wie möglich im Status quo verstreichen zu lassen. Denn: die Zeit arbeitete schließlich für ihn. Je stärker das Wasser im Heiligen See versiegte, desto sicherer wurde ihm die Welt, die für die Vernichtung und Einnahme durch ihn vorbereitet war. Was er noch fürchtete, war die Einheit der beiden Amulette, die einen ungünstigen Einfluß in ihrer Zweiheit auf ihn gehabt haben müssen.«

Sie befanden sich allein in dem Thronsaal, der eigentlich der rechtmäßigen Erbin Aleana gebührte. Doch die war nicht da. Tamuur hatte sie mitgenommen. Diesen Saal benutzte der scharlachrote,

unmenschliche Magier als Zentrum seiner Macht. Aber schon bald begann er damit, seine eigene Thronhalle zu errichten, und auch die wiederum schien nur das Machtzentrum auf Zeit zu sein. Tamuurs großes Ziel war ein Palast nach seinen eigenen Vorstellungen, mit dessen Bau bereits begonnen worden war. Doch nach dieser plötzlichen, unerwarteten Niederlage des Magiers und der Freiheit, die daraufhin in beiden Ländern eingekehrt war, hatte man damit begonnen, die Mauern der Magierburg einzureißen. Noch jetzt um diese Zeit ratterten die Wagen durch die Stadt und schafften Schutt und Steine weg.

Alle diese Dinge, die sich ereignet hatten und noch immer hier in Ullnak ereigneten, waren dafür verantwortlich zu machen, daß vor allem auch Fürst Ramdh sich noch hier aufhielt und nicht in seinem eigenen Land, wohin seine Männer zurückgekehrt waren. Ullnak war kein feindliches Land, das man militärisch besetzen mußte. Ein Feind hatte sich hier eingenistet, der viele Unschuldige verführte. Durch eine gemeinsame Anstrengung beider Völker war dieser Feind in die Flucht geschlagen worden, aber noch nicht endgültig besiegt. Und darin lag das Risiko für beide Völker. Tamuur konnte zurückkehren und grausamer herrschen als je zuvor.

Daß es nicht seine Absicht war, sich mit der Niederlage zufrieden zu geben, hatte er selbst zu erkennen gegeben. Es war Rani Mahay, als höre er noch die letzten Worte Tamuurs in sich nachklingen, der ihm gesagt hatte: »Eine Schlacht geht zu Ende… aber kein Krieg! Du wirst noch die Stunde verfluchen, in der du dich entschlossen hast, Tamuur, dem Scharlachroten, die Stirn zu bieten. Ich verspreche dir, Rani Mahay, ich werde dich holen – hinauf auf den Totenkopfmond, wohin ich auch Aleana bringen werde. Und Tamuur hält, was er verspricht!«

Mahay sah dabei das schreckliche, unmenschliche Wesen vor sich, in dessen muschelförmigem Kopf sich nur grauenvolle, dämonische Gedanken bilden konnten.

Inmitten einer schwarzen, brodelnden Wolke war Tamuur mit Aleana verschwunden. Für Sekunden hatte sich in der fensterlosen Kammer die Tiefe des Kosmos' gezeigt und die eisige Kälte des Weltalls schien Eingang gefunden zu haben.

Tamuur wurde geschluckt von der Unendlichkeit.

Immer wieder hatte Rani sich in den vergangenen Tagen dieses Bild vor Augen gehalten und sich die Worte des Scharlachroten ins Gedächtnis zurückgerufen.

Flucht auf den Totenkopfmond?

Er hatte das anfangs nicht so richtig glauben wollen, aber wenn er jetzt in diesen Tagen des Aufbaus und der Sammlung über all die Geschehnisse noch mal nachdachte, wichen die Zweifel immer mehr.

Tamuur umgab ein weit größeres Geheimnis, als er bisher glaubte.

Wenn er wirklich auf den Totenkopfmond geflohen war, dann bereitete er dort eine neue Gemeinheit vor.

Rani fühlte sich nicht wohl in seiner Haut.

»Mir läßt das Ganze keine Ruhe«, gestand er Fürst Ramdh aus Antolanien. Gemeinsam mit ihm ging er jetzt in die zweite Thronhalle, in der Tamuur sich am meisten aufgehalten hatte.

»Sie sind sehr unruhig«, bemerkte Ramdh, den Mann aus der dritten Dimension der Erde aufmerksam und besorgt musternd.

»Ich kriege das Gefühl nicht los, daß wir irgend etwas übersehen haben«, murmelte Rani, sich noch mal in der dunklen, fensterlosen Halle umsehend. Wie überall im Schloß, wo Tamuur sich am meisten aufgehalten hatte, waren die Fenster zugemauert worden. Tamuur fürchtete die Sonne…

Hing das mit seinem Geheimnis zusammen?

Mahay atmete tief durch. »Tamuur braucht Zeit, daran zweifle ich nun nicht mehr. Langsam fange ich an mich zu fragen, wer wen überlistet hat: wir ihn oder er jetzt schließlich uns. Er will zurückkommen – und uns strafen. Aber eben dazu möchte ich es nicht kommen lassen. Mir kommt es darauf an, ihm die Zeit zu stehlen. Aber wie?«

Der Gedanke, hier abwarten zu müssen, bis Tamuur aus dem Unsichtbaren hart und brutal zuschlug, erfüllte ihn mit Grausen.

Er untersuchte mit Ramdhs Hilfe den steinernen Thron, als gäbe es dort etwas Besonderes, was er bisher nicht wahrgenommen und die ganze Zeit übersehen hatte.

Er versuchte, den Thron zu verschieben und probierte das Gleiche mit dem Sockel. Das ging nicht. Er inspizierte millimetergenau die Säulen hier in dieser Halle.

Es gab nichts, was er auch nicht schon vorher entdeckt hätte.

Mahay suchte die dunkle Kammer auf, aus der Tamuur durch Zauberei verschwunden war.

Fackeln waren angebracht worden, die die Kammer bis in den letzten Winkel ausleuchteten.

Alles, war unverändert.

Die Säulen, die spiralförmigen Treppenaufgänge, die unterhalb der gewölbeähnlichen Decke einfach im Nichts endeten, die Nischen und bizarren Winkel – das alles kannte er schon.

Aber kannte er es wirklich?

Wieder tastete er die Wände ab, die einzelnen Quader. Er zog dabei Pläne zu Rate, die er von den Architekten und Baumeistern erhalten hatte, welche diesen Teil der Burg erstellten. Es gab offiziell keine Geheimgänge und Türen, keine versteckten Treppenaufgänge und Schlupfwinkel, die Tamuur bei seiner Flucht dienlich hatten sein können.

Und doch war hier nach Tamuurs Einzug als Herrscher vieles verändert worden. Dinge, die niemand verstand, denn Tamuur bediente sich dabei einer Kraft, die einem Normalsterblichen nicht zur Verfügung stand.

Er hielt eine Fackel in der Hand und ging die Wand entlang, vor der Tamuur zuletzt gestanden hatte.

Er kannte die Stelle noch genau, an der der Übergang aus dieser Burg in das Nichts erfolgt war.

Die Quader waren eiskalt, die Oberfläche schimmerte leicht. Das Fackellicht spiegelte sich darin und warf seltsame Licht- und Schattenreflexe auf den Hintergrund.

Mahay sah seinen kräftigen, muskulösen Körper ebenfalls als Spiegelbild, verwaschen und schemenhaft.

Da blieb er stehen und stutzte plötzlich. Etwas fiel ihm mit einem Mal auf.

Er stand still – aber sein Spiegelbild bewegte sich noch!

Es lief einen Schritt nach links – einen nach rechts. Jetzt kam es nach vorn, als wolle es ihn berühren.

Narrte ihn ein Spuk?

Rani Mahay wollte es genau wissen.

Er steckte seine Hand nach vorn. Im gleichen Augenblick tat das auch der Spiegelkörper. Aber mit der anderen entgegengesetzten Hand!

Das war falsch und widersprach allen Naturgesetzen.

Doch weiter darüber nachzudenken hatte er keine Gelegenheit mehr.

Er hätte nicht tun sollen, was er getan hatte: die Berührung mit seinem sich selbständig bewegenden Spiegelbild zu suchen.

Es zog ihn an wie ein riesiger Magnet, und er konnte sich nicht gegen die Kraft stemmen, die sich da auf seinen Organismus auswirkte.

Er wurde nach vorn gerissen – klatschte gegen die Wand und blieb nicht daran hängen, sondern verschmolz mit seinem Spiegelbild, das ihn aufsaugte wie ein Schwamm.

Rani Mahay – war verschwunden!

*

Er kam nicht mal mehr dazu, zu schreien.

Dafür schrie Fürst Ramdh um so entsetzter auf, und sein Schrei hallte schaurig durch die fackelbeleuchtete Kammer.

Der Fürst aus Antolanien warf sich nach vorn. Ramdh bewegte sich elastisch und blitzschnell. Aber er kam dennoch zu spät.

Er konnte Mahay nicht mehr packen und zurückreißen aus dem

Sog, der den Inder ergriffen hatte.

Rani Mahay, der Koloß aus Bhutan, war mitsamt seiner Fackel in die Wand eingetaucht und eins geworden mit seinem Spiegelbild, das verblaßte wie ein Nebelstreif unter den Strahlen der wärmenden Sonne.

Ramdh tastete die Stelle ab. Er fühlte nur den kalten Stein und mußte zu seinem Erstaunen feststellen, daß die schimmernde Wand – sein Spiegelbild nicht wiedergab!

*

Er riß die Tür zum Taxi auf.

Hal Fisher war schweißüberströmt.

Der Chauffeur warf sich hinter das Steuer.

Sein Kopf flog herum, während er den Zündschlüssel drehte.

Die unheimlichen Knochenmonster jagten gerade die Böschung hoch. Fahl und bedrohlich zeichneten sie sich gegen den Himmel ab, an dem ein ungewöhnlich großer und beeindruckender Mond stand.

Der Anblick dieses Mondes ließ ihn erschauern. Fischer meinte auf einen anderen Stern katapultiert worden zu sein.

Hier ging etwas nicht mehr mit rechten Dingen zu!

Der Motor sprang nicht sofort an.

Fishers Herz raste. Die ungeheuerlichen Nachtgespenster kamen rasch näher. Zu rasch!

Er verriegelte die Türen und machte einen weiteren Startversuch.

Der gelang. Gott sei Dank!

Gang rein – Gas geben… der Wagen machte einen Satz nach vorn, als etwas Hartes gegen die Karosserie polterte.

Die Knochenechse erreichte in diesem Augenblick die Straße zuerst.

Der kräftige Skelettschwanz schwang wie eine Peitschenschnur herum, knallte gegen den linken vorderen Kotflügel und kratzte über die Tür.

Fisher raste davon wie von Sinnen.

Die Scheinwerfer blendeten auf und rissen die nächtliche Umgebung aus der Finsternis. Die nahen Hügel… die Büsche und Bäume… die Straße.

Alles flog an ihm vorbei, als ob draußen ein Film ablaufe.

Hal Fisher fuhr in halsbrecherischem Tempo über die kurvenreiche Straße.

Nur weg von diesem Ort! Für keinen anderen Gedanken war mehr Platz in seinem Hirn.

Er hielt das Steuer so hart umklammert, daß seine Knöchel weiß hervortraten.

Hal Fisher raste in die Kurven. Schon lag die Caton-Ebene hinter ihm und war nicht mehr einsehbar.

Eine kurze Strecke führte die Straße kerzengerade. Fisher beschleunigte abermals. Das Taxi jagte über den nebelfeuchten Asphalt.

Vor der nächsten Kurve mußte Hal Fisher ziemlich hart in die Bremsen steigen und viel Geschwindigkeit herunternehmen, um zu verhindern, daß er im Straßengraben landete.

Nach der Kurve führte die Straße geradeaus.

Die Scheinwerfer leuchteten die ganze Breite der Straße aus und Hal Fisher meinte, seinen Augen nicht trauen zu können.

Mitten auf der Straße vor ihm stand eine Gestalt, die heftig winkte.

Es handelte sich um eine Frau, die von dünnen Nebelschwaden eingehüllt wurde. Sie hafteten am feuchten Boden unter ihren Füßen und wurden von den nahen Wiesen und dem See herübergetragen.

*

Die Gedanken in seinem Kopf drehten sich wie ein Karussell und überschlugen sich förmlich.

Mitten in der Nacht… eine Frau auf der Straße in einer Gegend, wo es weit und breit keinen Ort gab.

Was hatte das nun wieder zu bedeuten?

War sie in Gefahr – wie er sich in Gefahr befunden hatte?

Dieser Gedanke drang nur schwach an die Oberfläche.

Vorsicht! Das Signal aus dem Unterbewußtsein war viel stärker. Das kann eine Falle sein! Halte nicht an…

Und so tat Hal Fisher etwas, was er unter normalen Umständen nie getan hätte: er gab Gas!

Das Taxi raste mit erhöhter Geschwindigkeit auf die Fremde zu.

Fisher saß angespannt, verkrampft und atemlos hinter dem Steuer seines Fahrzeuges.

Seine Blicke waren auf das schmale Gesicht gerichtet: Eine attraktive Frau, Mitte zwanzig, langes, welliges Haar, sehr sexy. Sie trug einen dunklen Hosenanzug, der ihre zweite Haut zu sein schien. Große, erstaunte Augen musterten den Wagen. Diesem Wesen, auf das er da rücksichtslos zuraste, haftete ein Charme an, den er förmlich durch die Windschutzscheibe seines Wagens spürte.

Sie öffnete den Mund und gab ihm zu verstehen, doch stehen zu bleiben… er aber drückte das Gaspedal noch tiefer hinab.

Er sah ihr Ratlosigkeit, die Verwirrung uns die Angst in ihren Augen.

Das Gesicht tauchte plötzlich ganz groß vor ihm auf.

Warum sprang sie nicht zur Seite?

War sie vor Schreck gelähmt?

Da erreichte er die Stelle, wo die Fremde stand.

Jetzt war das Gesicht verschwunden! Hal Fisher fühlte keinen Aufprall und keinen Schlag gegen den Wagen. Sie hatte es also noch geschafft, sich rechtzeitig in Sicherheit zu bringen.

Er nagte an seiner Unterlippe. Sein Gesicht war kreideweiß, und seine Augen glänzten wie im Fieber.

Unheimlich schnell mußte sie im letzten Augenblick zur Seite gesprungen sein. Aber das war doch kaum möglich… so schnell konnte kein Mensch sein und…

Seine Gedanken wurden abrupt blockiert. Seine Nackenhaare stellten sich auf, als er eine Stimme hinter sich hörte.

»Das war aber nicht nett von Ihnen, einfach auf mich zuzurasen.« Sympathisch, ruhig und charmant klang das Organ. »Sie hätten mich töten können. Dabei bin ich nur ihretwegen auf die Straße gelaufen, um Ihnen zu helfen!«

Hal Fisher schrie. Er merkte es nicht. Sein Blick ging zum Innenspiegel.

Hinter ihm saß die schöne Fremde, die eben noch draußen auf der Straße gestanden hatte!

*

Hal Fisher stockte der Atem, und sein Herzschlag setzte aus.

Aber es war noch schlimmer, als er erkannte, daß da noch jemand den Platz hinter ihm einnahm.

Eine zweite junge Frau, nicht minder hübsch und mit eisblauen Augen.

Die Fremde hatte jemand mitgebracht?

Hal Fisher meinte, im Boden versinken zu müssen. Er zweifelte an seinem Verstand. Das alles war heute nacht einfach zuviel gewesen für ihn.

Der Tod seines Fahrgastes, die Knochengeister aus der Ruine, die wie ein Pilz aus dem Boden gewachsen sein mußte… Die Anhalterin, die wie ein Geist in dem mehr als achtzig Meilen schnell fahrenden Fahrzeug auftauchte, als wäre das ganz selbstverständlich! Und dann brachte sie sogar noch jemand mit…

»Was soll… das?« stotterte er. »Wer sind Sie… seid Ihr?« Seine Stimme war wie ein Hauch und kaum verständlich.

»Ich heiße Tina Marino…«

»Und ich Anka Sörgensen«, sagte die zweite junge Frau, die neben der Anhalterin saß.

*

»Wieso seid… ihr hier? Was wollt… ihr von… mir?«

Hal Fisher fuhr noch immer wie von Sinnen. Die Reifen quietschten, als er in die Kurven ging. Der Wagen legte sich schwer hinein.

Hal Fisher verstand die Welt nicht mehr.

So etwas gab es nicht! Sicher lag er zu Hause in seinem Bett und träumte diese verrückte Geschichte. Aber irgendwie und irgendwann mußte sie ja enden.

»Wir wollten Sie warnen. Es ist sehr wichtig für Sie«, sagte Tina Marino. Die junge Schauspielerin beugte sich ein wenig vor. Er fühlte ihren Atem in seinem Nacken und schnupperte den Duft ihres dezenten Parfüms. Wie realistisch dieser verdammte Traum war!

Und es war einer. Es konnte nicht angehen, daß ein Mensch aus Fleisch und Blut die Wände eines schnell fahrenden Autos durchdrang.

»Warnen, wovor?« Er starrte in den Rückspiegel.

Dieses Gesicht… irgendwie kam es ihm bekannt vor. Und dann der Name… Tina Marino!

Da fiel es ihm wie Schuppen von den Augen…

Tina Marino… die Schauspielerin, der Star einer Serie von Wildwest-Filmen… in seinem Taxi! Der Traum nahm immer verrücktere Formen an.

»Fahren Sie nicht weiter als bis zur nächsten Kurve… halten Sie dann«, sagte die Schönheit mit angenehm dunkler Stimme:

»Und weshalb?«

»Um den Wagen zu verlassen. Tun Sie, was ich Ihnen sage! Ihr Leben hängt davon ab. Wir hätten auch gern dem Mann geholfen, der sich dem Turm näherte. Leider kamen wir zu spät, wir konnten nichts mehr für ihn tun.«

»Ich verstehe das alles nicht, ich…«

»Es ist gut für Sie, je weniger Sie verstehen. Sie haben etwas gesehen, was Sie nicht hätten sehen sollen… die Knochenmonster. Sie folgen dem Befehl eines herrschsüchtigen Dämons und sind hier in diese Welt eingedrungen, um sich zu tarnen… Sie haben sie in ihrer wahren Gestalt gesehen. Deshalb müssen Sie sterben. Verstehen Sie das?«

»Ja…, das heißt: nein!«

Hal Fisher begriff es wirklich nicht.

»Es muß so aussehen, daß Ihnen etwas zugestoßen ist… damit man Sie in Ruhe läßt. Sie werden sonst Ihres Lebens nicht mehr froh. Man wird Sie so lange verfolgen, bis man das erreicht hat, was man erreichen wollte: Ihren Tod!«

»Aber das ist doch Wahnsinn!«

»Ist es, ja. Aber erklären Sie das mal denjenigen, deren verworrene

Gedankengänge niemand von uns verstehen kann. Sie haben einen Auftrag, den werden sie erfüllen… dabei gehen sie über Leichen, wie Sie bemerkt haben dürften.«

»Ein Traum… es ist alles nur ein Traum«, sagte der Fahrer leise. Dann kniff er sich kurz und heftig in die rechte Wange. Der Schmerz war dementsprechend scharf, und die Stelle, die er mit seinen Fingernägeln anritzte, brannte wie Feuer.

Er empfand Schmerz!

»Es ist kein Traum. Lassen Sie sich nicht täuschen!«

»Verlassen Sie den Wagen, ehe sie hier sein können«, schaltete sich nun auch Anka Sörgensen ein.

»Die Knochenmonster?« übernahm Hal Fisher unwillkürlich das Vokabular der beiden Frauen. Er lachte leise. »Wenn es wirklich kein Traum ist, dann habe ich die doch ganz schön abgehängt.«

»Den Mann vielleicht«, warf Tina Marino ein.

»Nicht aber den Skelettvogel und die Echse«, fügte Anka Sörgensen hinzu. »Der Skelettvogel kann sich verändern und fliegen…«

»Und die Echse wird zur Schlange, die sich rasend schnell durchs Unterholz bewegt und die genau weiß, in welche Richtung der Wagen davongefahren ist.«

»Demnach verwandeln sich die Skelettviecher auch noch?« Hal Fisher konnte sich einen gewissen sarkastischen Unterton in seiner Stimme nicht verkneifen.

»Ja, das tun sie«, antwortete Tina. »Halten Sie jetzt an – bitte! Es ist in Ihrem eigenen Interesse. Laufen Sie einfach in entgegengesetzter Richtung davon. Um alles weitere kümmern wir uns.«

Er wollte noch etwas sagen. Aber die Worte blieben ihm wie ein Kloß im Hals stecken.

Er sah, wie die beiden fremden Frauen sich kurz die Hände reichten. Im nächsten Augenblick war der Rücksitz hinter ihm wieder frei, als wäre nie jemand dort gewesen.

Aber dieser Eindruck stimmte nicht ganz. Zurückgeblieben war der Duft eines aparten Parfüms…

Fisher kam aus der Kurve.

Er bremste den Wagen ab und fuhr links an den Straßenrand.

Sollte er wirklich?

Wenn die Vision ihren Sinn hatte, dann war es das beste, dieser Stimme zu folgen.

So verließ er den Wagen, lief auf die andere Straßenseite hinüber und verschwand unter den dicht belaubten Wipfeln der zusammengedrängt stehenden Bäume.

Der Motor seines Fahrzeuges röhrte auf, noch ehe er richtig im Schatten verschwunden war.

Sein Kopf flog herum.

Das Taxi fuhr wieder…

Zwei Personen saßen darin.

Tina Marino und Anka Sörgensen, die ihn eben verlassen hatten!

Hal Fisher stand mit dem Rücken gegen einen massigen Baumstamm gepreßt und blickte dem Fahrzeug nach, das rasend schnell beschleunigt wurde.

Auf der feuchten Straße geriet der Wagen plötzlich ins Schleudern, als er scharf nach rechts und dann wieder nach links gerissen wurde.

Er überschlug sich und knallte dann mit ohrenbetäubendem Lärm frontal gegen einen Baum.

Scheiben klirrten, und die Stille in der Luft wurde zerfetzt von dem Kreischen des Metalls, als es sich um den Baum wickelte.

Funken sprühten. Dann folgte eine Stichflamme mit ungeheurer Detonation.

Im Nu prasselten die Flammen aus dem Motor, sprangen feurige Rinnsale über das zerfetzte Blech und standen Benzinlachen auf Straße und dem feuchten, belaubten Boden in Brand.

Feuer und Rauch hüllten das Fahrzeug in eine dicke schwarze Wolke. Sie zog wenig später über die Straße und zäh über Loch Ness hinweg.

Der Feuerschein war kilometerweit zu sehen, wäre in diesem Bereich eine Ortschaft oder wenigstens ein Haus gewesen. So aber brannte das Fahrzeug restlos, ohne daß jemand die Polizei oder die Feuerwehr benachrichtigt hätte.

Minutenlang stand Hal Fisher wie benommen im Kernschatten des Baumes und verfolgte das schaurig-schöne Schauspiel. Dann tauchte er unter und lief genau in entgegengesetzter Richtung davon, wie man ihm anbefohlen hatte.

Er lief wie ein Roboter, und sein Hirn war leer. Er konnte nicht mehr denken. Das alles ergab keinen Sinn. Da hatte es keinen Zweck, überhaupt Überlegungen anzustellen.

Der Flammenschein des ausbrennenden Wagens leuchtete noch weit hinter ihm her.

Fisher geriet auf einen schmalen Pfad. Wohin es ging, wußte er nicht. Er lief ihn einfach entlang, um aus der Nähe der Skelettmonster zu kommen, die sich angeblich in der Nähe aufhalten sollten und ihm nach dem Leben trachteten.

Wenn es so war, dann waren sie jetzt bestimmt überzeugt davon, daß es nicht mehr lohnte, ihn zu verfolgen. Die beiden Frauen hatten sein Fahrzeug absichtlich gegen den Baum gesteuert, um es zu zerstören.

Ihnen selbst war dabei sicher kein Haar gekrümmt worden. Auf die gleiche rätselhafte Weise, wie es ihnen gelungen war, in das Fahrzeug zu kommen, hatten sie es auch sicher wieder geschafft, zu entweichen,

bevor der Wagen gegen den Baum krachte und in Flammen aufging.

Wenig später entdeckte er ein verwittertes Schild mit der kaum noch zu entziffernden Aufschrift ›Wooden-Cottage-Inn, 3 Miles‹.

Da lief er den Weg weiter.

Hin und wieder war es ihm, als vernähme er ein leises Rascheln, das jedoch immer dann, wenn er stehen blieb, verstummte. Also täuschte er sich. Offenbar war er es selbst, der diese Geräusche verursachte.

Er atmete tief durch. Die Luft war kühl und frisch und tat ihm gut. Sie weckte seine Lebensgeister wieder, und er spürte förmlich, wie sein Hirn wieder klarer funktionierte.

Wenn er in dem Gasthaus war, dann hatte er eine Gelegenheit zum Telefonieren. Zuerst mußte er seine Familie benachrichtigen. Und dann die Polizei. Er mußte genau schildern, was sich ereignet hatte auf dem Weg nach Durham…

Aber – konnte er das? Würde ihm jemand überhaupt seine verrückte Geschichte abnehmen?

Das war wohl kaum anzunehmen.

Aber er mußte doch eine Erklärung für alles finden!

Und diese Erklärung konnte nur die Wirklichkeit erbringen.

Der Tod des Mannes aus Durham würde Kreise ziehen… er war ermordet worden… das ausgebrannte Wrack zwischen den Bäumen würde spätestens im Morgengrauen entdeckt werden. Die Maschinerie der Polizei würde auf Hochtouren laufen.

Er mußte alles erzählen, auch wenn man ihn für verrückt erklärte. Aber die Dinge, die er berichtete, waren ja beweisbar! Sie hatten ihre Spuren hinterlassen…

Wieder das Rascheln. Ganz leise, aber ganz nahe.

Hal Fisher achtete nicht darauf. Aber er hätte es tun sollen.

In der Dunkelheit unmittelbar zwischen dem Gras und dem Unkraut am Straßenrand neben ihm bewegte sich ein geschmeidiger, matt schimmernder Körper. Eine Schlange grau-braun, ohne besondere Kennzeichnung. Diese Gattung hätte kein Zoologe identifizieren können, weil er sie noch nie gesehen hätte.

Diese Gattung gab es nicht auf der Erde!

Es war einfach – eine Schlange, ein tausendfach verkleinertes Abbild jener Echse, der Hal Fisher an diesem Abend als Skelett begegnet war.

Die Schlange war und blieb ihm auf den Fersen…

*

Schon von weitem sah er das Licht.

In dem Gasthaus war offensichtlich noch Betrieb. Zwei Fahrräder,

ein Moped und ein alter, klappriger Ford standen davor.

Gelächter, dumpfe Stimmen…

Männer unterhielten sich. Einer sagte irgend etwas, das nicht für zarte Ohren bestimmt war.

Brüllendes Gelächter.

Dann eine Stimme: »John, noch einen von dem Selbstgebrannten. Da hast du dich wieder selbst übertroffen.«

Die Worte hallten durch den Wald und waren deutlich zu hören.

Die Nähe von Menschen beruhigte den einsamen Wanderer, der erschöpft die Gaststube betrat.

Der Wirt war gerade dabei, eine unetikettierte Flasche zu öffnen, als Hal Fisher kam.

Fragende Augen blickten ihn an.

Er war fremd hier. Die Menschen, die aus einer etwas weiter entfernten Ortschaft zu stammen schienen, kamen offenbar öfter zusammen. So'ne Art Stammtisch. Sie saßen alle beisammen.

»Kann ich mal telefonieren?« fragte Hal Fisher.

Der Wirt nickte. »Aber selbstverständlich.« Er musterte den Ankömmling.

John, der Wirt, war ein guter Menschenkenner.

»Sie sind zu Fuß gekommen. Ich hab' Sie hier noch nie gesehen«, begann er sofort leutselig. »Unfall gehabt?«

»Mhm, ja. Es ist ein Zufall, daß ich überhaupt hierher gefunden habe.«

Hal Fisher ging zum Ende der altmodischen, dunkelbraunen Theke, die total verfleckt war und deren Holz schon viel Alkohol und Wasser, aber niemals eine Möbelpolitur gesehen hatte. Gleich an der Wand unterhalb eines vergilbten Prospektes, den eine Whiskyfirma gestiftet hatte, deren Marke John grundsätzlich überhaupt nicht führte, stand ein Telefon, das sich der alten Einrichtung anpaßte.

»Wo ist es denn passiert?« interessierte John sich. Er goß die Gläser ein. Randvoll. Da war er nie kleinlich. Das Gespräch an der Tischrunde war verstummt. Die angetrunkenen Männer – sechs an der Zahl – interessierten sich weniger für das Würfelspiel, das sie bis zu seinem Eintritt gespielt und weniger für die schmutzigen Witze, die sie sich abwechselnd erzählt hatten. Was da zwischen John und dem Fremden an Worten gewechselt wurde, das erweckte ihre Neugierde.

John stellte hörbar die Flasche auf den Tresen und wischte sich seine speckigen Hände an der leinenen Schürze ab, die er umgebunden hatte und die seinen feisten Bauch umspannte. John hätte in der Statur, die er abgab, eher in einen Ring für Schwergewichtsboxer gehört als hinter die Theke.

»Ich muß mal die Polizei sprechen«, sagte Fisher.

»Da müssen Sie Inverness anrufen. Die sind für uns zuständig.«

John nannte ihm die Nummer.

Hal Fisher steckte seine Finger in das erste Loch der Wählscheibe und drehte sie. Die zweite Zahl schon schaffte er nicht mehr. Denn da ging's los.

Einer der Leute am Stammtisch wunderte sich noch, daß plötzlich die Tür des Lokals nach innen schwang.

Niemand kam herein.

Da kroch etwas…

»Ich werd' verrückt!« entfuhr es einem der Würfler am Tisch. »Eine Schlange!«

Die glitt blitzschnell und lautlos in den Raum.

Zwei Männer sprangen von den Stühlen auf.

Hal Fisher erbleichte, und das Telefon lag plötzlich wie ein Bleigewicht in seiner Hand.

Die Schlange schnellte auf ihn zu.

Und während sie sich vom Boden löste wie ein Pfeil von der Sehne, ging eine schauerliche Verwandlung mit ihr vor.

Sie wuchs, die Haut wurde durchscheinend und platzte lautlos wie eine überdimensionale Seifenblase.

Die Schlange wurde zu der furchteinflößenden Echse, die er bereits Meilen entfernt auf der nebligen Wiese in unmittelbarer Nähe von Loch Ness in Gemeinsamkeit mit dem Skelettvogel und dem gedrungenen Urweltmenschen gesehen hatte.

Fisher schrie gellend auf. Aber nicht nur sein Schrei veränderte die stille Atmosphäre in der Kneipe von John, sondern auch die Schreie der anderen Gäste.

Die Schlange wurde von einer Sekunde zur anderen zu einem knöchernen Ungeheuer, deren Skelettpranken nach Fisher schlugen.

Der riß das Telefon herum und schleuderte es dem Knochenmonster mitten zwischen die Augen. Es krachte dumpf und hohl, und das Wesen schüttelte sich leicht.

Fisher stürzte zur Tür, die sich neben dem Tresen befand.

Was sich im einzelnen in der Schankstube abspielte, bekam er nicht mehr mit.

Er hörte nur noch einen ungeheuren Krach und dann das Splittern einer Fensterscheibe.

Mit seinem großen, gebogenen Knochenschnabel hackte der Skelettvogel die Scheibe kurz und klein, durchbrach mit seinem kantigen Kopf das Fenster und drückte den morschen Rahmen förmlich heraus.

Einer der aufspringenden Gäste, der voller Angst und Ratlosigkeit zur Tür und ins Freie laufen wollte, rannte dem nach innen stoßenden Vogel direkt vor den Schnabel.

Ein kurzer, unbarmherziger Ruck…

Der Mann fühlte einen Schlag gegen die Brust. Der Schnabel des Riesenvogels aus Knochen wurde zur tödlichen Waffe. Er durchbohrte das Opfer und tötete es auf der Stelle.

Es ging alles blitzschnell.

Die ›Wooden-Cottage-Inn‹ glich im nächsten Augenblick einem Vorort der Hölle.

Die Menschen, die sich hier zu einem Whisky oder Bier beim Würfelspiel getroffen hatten, waren entsetzt, schockiert und begriffen zu spät, was sie eigentlich machen sollten und konnten.

Das Ungeheuer wütete wie ein Berserker.

Stühle flogen durch die Luft, der Tisch kippte um. Whisky und Bier ergoß sich über den Dielenboden.

Blut!

Wo der kräftige Schnabel hinhackte, wo die scharfkantigen Flügel sich spreizten und Körper und Gesichter aufritzten, da gab es kein Entrinnen mehr.

John, der fettleibige Wirt, versuchte noch, durch die Hintertür zu fliehen, die zur Küche führte.

Er kam gerade noch dazu, die Klinke herabzudrücken. Da erhielt er einen Schlag zwischen die Schulterblätter. Sein Hemd platzte auf. Tief und hart bohrte sich die scharfkantige Spitze eines Flügels in seine Haut. Blut sprang aus der Wunde.

John taumelte. Er wollte sich noch mitsamt der Tür nach vorn werfen. Da krallten sich die spitzen Flügelenden um seine Schultern und zerrten ihn zurück. Er krachte gegen den Tresen, daß Flaschen und Gläser wackelten. Mit den Händen suchte er Halt an dem Regal vor sich. Er beugte sich nach vorn, um dem Zugriff seines knöchernen Würgers noch zu entkommen.

John hatte viel Kraft. Aber der Knochenvogel war stärker und beweglicher – und erfahrener im Kampf.

John erreichte mit zitternden Händen das Regal und riß sich nach vorn.

Er zerrte mit solcher Kraft daran, daß er einen der massiven Eisenhaken herausriß, an dem das Regal befestigt war. Es kippte nach vorn! Der Wirt schrie. Flaschen und Gläser ergossen sich flutartig über ihn. Er erhielt mehrere heftige Schläge an den Kopf, gegen Brust und Leib. Glassplitter bohrten sich in seine Hände, mit denen er noch verzweifelt die Flut der Glasmassen zurückdrängen versuchte.

Er erhielt zusätzlich einen Stoß seines unheimlichen Widersachers, so daß er wie ein Geschoß nach vom flog.

Damit fiel er genau hinein in das Regal, brach zusammen und blieb reglos zwischen Flaschen und Gläsern liegen.

Der Skelettvogel wütete weiter. Er war so groß wie ein ausgewachsener Mensch, und sein Auftauchen verbreitete Angst,

Schrecken und Tod, denn das Überraschungsmoment lag auf seiner Seite.

Niemand hatte mit dem Auftauchen eines solchen Ungetüms gerechnet, und niemand wußte, wie er sich zur Wehr setzten sollte und konnte. Und selbst die Flucht erfolgte einfach zu spät.

Die Menschen fielen wie die Mücken. Sie wurden angeschlagen von Stühlen und Tischen, die der Knochenvogel emporriß, durchbohrt von dem hackenden Schnabel oder erwürgt von den klauenartigen Greiffüßen.

Das Innere des Lokals glich innerhalb weniger Minuten einem Schlachtfeld.

Hal Fisher, der als einziger schnell und sofort reagierte, bekam das alles nicht mehr mit. Aber an den Geräuschen, die lautstark das ganze Haus erfüllten, konnte er sich ausmalen, was sich jetzt hinten in der Schankstube abspielte.

Er knallte die Tür hinter sich ins Schloß und lief durch den nachfolgenden handtuchschmalen Korridor, in dem eine schwache Birne in einer Fassung hängend glühte.

Links und rechts dunkelbraune Türen…

Gästezimmer, Toiletten… ganz vorn eine Tür, auf der ein vergammeltes Holzschild mit der Aufschrift ›Exit‹ genagelt war.

Die Tür hinter ihm flog auf.

Die knöcherne Echse, die inzwischen doppelt so groß wie er geworden war, durchbrach die Tür und riß sie aus den Angeln. Holz splitterte, knirschend lösten sich ganze Bretter aus der Wandverkleidung.

Der massige Knochenleib schob sich in den schmalen Korridor wie ein Panzer. Und er hatte die Kraft eines Panzers. Es war erschreckend.

Bilder wurden von den Wänden gerissen. Die kleinen Schränke hier im Korridor wurden förmlich zerstampft. Die Wände wurden nach außen gepreßt, und die hölzerne Vertäfelung zersplitterte, wurde förmlich abgehobelt.

Hal Fisher hatte das Gefühl, als wäre aus einem japanischen Monsterfilm eines dieser bizarren Geschöpfe zum Leben erwacht und hätte sich nach Schottland verirrt.

Der Korridor wurde in Kleinholz verwandelt.

Bretter standen kreuz und quer, Verputz rieselte von den Wänden und der Decke, und Hal Fishers Herz krampfte sich zusammen, als er daran dachte, was wohl geschah, wenn dieses Monster weiterhin so wuchs. Das ganze Haus würde zusammenbrechen wie ein Kartenhaus – und alle unter sich begraben.

Seine Hand zuckte zur Klinke.

Die Tür öffnete sich nicht.

Der Riegel!

Er riß ihn zur Seite, öffnete die Tür und stürzte nach draußen. Wollte er!

Doch hinter der Tür begann nicht der Hof, wie er vermutet hatte.

Es handelte sich um ein altes, verwinkeltes und verschachtelt gebautes Haus, was von vorn gar nicht so zum Ausdruck gekommen war, als er es betrat. Vielleicht hatte er bei all der Aufregung, die er hinter sich hatte, nicht darauf geachtet.

Früher mußte das mal ein Ausgang gewesen sein.

Aber nun – war er vermauert!

*

Vor ihm war eine schwarze, quadratische Nische, in der eine steile Holztreppe emporführte.

Das Haus war irgendwann mal erweitert worden.

Dabei hatte man den ehemaligen Ausgang zum Hinterhof als Treppenaufgang ausgebaut.

Weiter ging die Flucht!

Jetzt die Stufen hoch.

Die Treppen knirschten und ächzten unter Hal Fishers Schritten.

Bis auf den schwachen Lichtschein aus dem Korridor herrschte Dunkelheit.

Der Flüchtende jagte in die Finsternis hinein.

Gleich darauf erreichte er die Galerie, von der aus ein weiterer Korridor zu den Gästezimmern führte.

Hier oben tat sich nichts. Demnach hatte John, der Wirt, im Augenblick nicht ein einziges Zimmer vermietet.

Hal Fisher jagte in äußerster Erregung zum Flurfenster.

Hinter und unter ihm knirschte und krachte und splitterte es.

Die Treppe wankte. Das Ungetüm riß sie auseinander, daß die Fetzen flogen. Es peitschte wild mit seinem Schwanz, und das alte Haus bebte und erzitterte in seinen Grundfesten.

Die Wände wackelten. Der Anbau, von dem aus die Treppe nach oben führte, wankte bedrohlich. Risse und Spalten liefen durch die Wände und verbreiterten sich krachend.

Das Ungetüm drückte das Haus ein, und ihm machte das nichts aus.

Schweißüberströmt erreichte Fisher das Fenster und öffnete es mit zitternden Händen.

Kühl und feucht fächelte die Nachtluft seine fieberheiße Stirn.

Der Kopf der Echse tauchte hinter ihm auf. Das Knochenmonster stand hochaufgerichtet und überwand mit seiner Größe eine Höhe von vier Metern.

Es hatte den Boden der Treppe zerfetzt, und große Splitter

rutschten über den knöchernen Schädel und die gepanzerten Schultern. Hal Fisher schüttelte die Dinge ab.

Der massige, ausladende Schädel ragte zwischen dem aufgerissenen Boden hervor wie ein bizarrer, fahler Pilz aus der Erde.

Fisher stieg auf die Fensterbank.

Rund zwei Meter unter ihm befand sich das leicht abgeschrägte Dach eines Geräteschuppens. Im Hof standen mehrere Mülltonnen und Kisten aufeinandergestapelt und ein Lkw-Wrack, räderlos und aufgebockt.

An der Regenrinne und auf den vorspringenden Steinen bereitete es dem Taxifahrer keinerlei Schwierigkeiten, auf das Dach zu gelangen.

Die Ziegel knirschten unter seinen Füßen.

Zwei Meter tiefer war der Boden. Hal Fisher hatte keine Zeit, lange zu überlegen. Er sprang. Der geplättete Boden hinter dem Haus ermöglichte kein federndes Aufkommen. Es gab Fisher einen Stich in den Unterleib, daß er meinte, ihm würden die Eingeweide zerrissen.

Trotz Schmerzen richtete er sich sofort wieder aus der Hocke auf.

Da sah er einen Lichtschein, der über die Umzäunung wanderte.

Motorengeräusch!

Draußen vor dem Haus kam ein Wagen an! Welch eine Chance!

Er jagte auf das Lattentor zu. Das war so wackelig angebracht, daß man fürchten mußte, es würde abreißen, wenn man es öffnete.

Es schlackerte in den rostigen Angeln und quietschte.

Fisher lief geduckt, während das Knochenungetüm aus einer anderen Welt die Zwischenwände und Türen in der ersten Etage demolierte. Riesige Bruchstücke flogen aus dem Fenster, die Hauswand riß auf – und die Knochenechse erschien groß und unheimlich, voller Vernichtungswut.

Hal Fisher jagte um das Haus herum.

Mit einem Fahrzeug war eine Flucht möglich!

Der fremde Gast rollte vom Weg Richtung ›Wooden-Cottage-Inn‹.

Er konnte nicht ahnen, was ihn erwartete.

Aber – hatte er denn keine Augen im Kopf, daß er nicht sah, was passierte?

Doch, jetzt!

Er bremste plötzlich scharf. Das Gesicht hinter der Windschutzscheibe war nur als ein verwaschener Fleck zu erkennen.

Fisher jagte auf den Wagen zu, riß die Arme empor, als das Fahrzeug plötzlich scharf herumgezogen wurde.

»Warten Sie! Hallo! Nehmen Sie mich mit!«

Da war er schon am Kotflügel, gestikulierte wild und riß die Tür auf.

Ein Mann saß hinter dem Steuer.

»Fahren Sie, schnell!« stieß Fisher erschöpft hervor. »Hier ist der Teufel los!«

Jetzt erkannte auch der Fahrer, daß chaotische Zustände herrschten.

Die eine Seite des Waldlokals ›Wooden-Cottage-Inn‹ brach krachend herab. Holz und Mörtel flogen durch die Luft. Die Möbel kullerten mit dem Schutt in die Tiefe und rissen weitere Steine und Hölzer mit.

Es blitzte. Es kam zu mehreren Kurzschlüssen, Wasser spritzte aus den beschädigten Rohren.

Die Böden der beiden oberen Etagen senkten sich und hingen schräg in der Luft wie Balkone, unter denen die Stützmauer weggebrochen war.

Aus dem Schutt wühlte sich der Knochenschwanz der Echse, schob sich der massige Körper hervor und schleuderte Balken und Steine weg wie Streichhölzer.

Da gab es nichts mehr zu erklären. Diese Bilder sprachen für sich.

Jetzt mußte der sprachlose Fahrer Gas geben, um von diesem Ort des Grauens so schnell wie möglich zu verschwinden.

»Warum zögern Sie?« brüllte Fisher. »Fahren Sie! So fahren Sie doch los! Sie wird uns töten, zertreten, wie man Insekten vernichtet.«

Der Fahrer schien unter einem Schock zu stehen und unfähig, zu reagieren.

Seine Hände lösten sich vom Steuer, und er wandte den Kopf.

Die Hände schnellten blitzschnell vor und legten sich wie Schraubstöcke um den Hals des verdutzten Hal Fisher.

Der wollte noch etwas sagen, aber nur ein stumpfes Röcheln kam aus seiner engen Kehle.

Er riß alle Kraft zusammen, um seine Finger unter die drückenden Hände zu schieben, damit er wieder Luft bekam. Aber gegen die Kraft seines Gegners kam er nicht an.

»Wahnsinn! Sie sind wahnsinnig!« fieberten seine Gedanken. »Was tun Sie denn da?«

Er konnte nicht sprechen, sich nicht bemerkbar machen.

Panische Angst… Todesangst! Aus den Augenwinkeln nahm er Bewegung wahr.

Die Knochenechse trampelte die Umzäunung nieder, der mehr als menschengroße Vogel mit dem kantigen Schädel und dem gewaltigen Schnabel wühlte sich aus dem Schutt, unter dem die letzten Gäste der »Wooden-Cottage-Inn« ihr Leben beendet hatten.

Die Monster kamen auf den Wagen zu…

Hal Fishers Blick trübte sich.

Hinter den Schleiern, die vor seinen Augen auf und nieder tanzten und immer dichter wurden, sah er das breite Grinsen – eines

Totenschädels.

Der Mann hinter dem Steuer war der Urwelthafte, Gedrungene aus dem Turm! Er wurde zu einem Skelett und legte die Tarngestalt ab, die er angenommen hatte, um Hal Fisher in die Irre zu führen!

Bevor die Dunkelheit brüllend in sein Gehirn stürzte, begriff er noch, was da geschehen war.

Unterwegs war ein Autofahrer angehalten, niedergeschlagen oder gar getötet worden, und der Knöcherne aus dem Geisterland hatte den Platz hinter dem Steuer übernommen und war hierher gefahren, um zu sehen was sich inzwischen ereignet hatte. Denn im Gegensatz zu dem Knochenvogel und der riesigen Echse hatte er keine andere Gelegenheit gehabt, auf dem schnellsten Weg hierher zu kommen! Die Tatsache aber, daß er überhaupt auftauchte, bewies, daß die Knöchernen untereinander auf eine rätselhafte Weise in Verbindung standen oder einen unsichtbaren Informanten hatte, durch den sie erfuhren, was sie unternehmen mußten, wohin er sich begeben hatte.

Er war seinem Mörder nun doch noch in die Hände gelaufen.

Hal Fishers Flucht und der Alptraum seines Lebens fanden ein Ende.

*

Nur hundert Meter vom Ort der schaurigen Ereignisse entfernt lösten sich zwei Frauengestalten aus dem Schatten der Bäume.

Tina Marino und Anka Sörgensen waren beide sehr ernst.

Die »Wooden-Cottage-Inn« wurde in Brand gesteckt. Das alte, morsche Holz brannte wie Zunder.

Die Knochenmonster tauchten in entgegengesetzter Richtung zwischen den Bäumen unter.

Anka Sörgensen war bleich. Um ihre Lippen zuckte es. »Wenn wir nur endlich weiterkämen, Tina… wenn wir nur endlich wüßten, wie wir ihre Ankunft, ihre Anwesenheit stören können… Dieses schreckliche Ereignis hätte nicht zu sein brauchen. Haben wir einen Fehler gemacht, Tina?«

Ihre Blicke suchten die Augen der Freundin.

Die junge Schauspielerin, die in der Rolle der »Wilden Jenny« Furore gemacht hatte, war nicht minder traurig.

»Wir konnten es nicht verhindern… diesmal noch nicht. Wir wissen noch zu wenig«, sagte sie ernst.

»Wir haben getan, was wir tun konnten, nicht wahr?« fragte Anka, als fühle sie sich schuldig an dem, was sich ereignet hatte.

»Das haben wir, Anka.«

»Manchmal ist es eben nicht genug, Tina.«

Ein letzter Blick auf das niederbrennende Gebäude und auf die

parkenden Fahrzeuge, die ebenfalls Feuer fingen. Gefährlich schon zischte es in, der Nähe der Benzintanks. Die Autos würden explodieren. Und nicht mal das konnten sie verhindern.

»Auf der einen Seite haben wir eine Macht entdeckt, die so großartig, so geheimnisvoll und seltsam ist, daß man sie nicht in Worte kleiden kann«, murmelte Anka Sörgensen. »Auf der anderen Seite sind wir so klein und so hilflos. Sie fürchten uns… die anderen aus dem Reich der Finsternis, die hier einen Brückenkopf errichten wollen. Es muß also mehr daran sein als nur ihre Furcht, von uns erkannt und verraten zu werden. Bisher hatten wir Angst vor ihnen…«

»Die ist nicht vergangen«, warf Tina schnell ein. »Aber nun sind wir zu zweit, und das macht manches leichter. Wir fühlen, worum es geht.«

Anka nickte. Ihre Gesichtsfarbe veränderte sich und nahm ein frisches Aussehen an. Die Hitze, die von dem niederbrennenden Gebäude herübergeweht wurde, machte sich jetzt bemerkbar. »So wie es jetzt ist, kann es nicht weitergehen. Bisher mußten wir uns noch verstecken, weil niemand wissen darf, daß wir leben, daß wir den Feuersturm, den Maletta, die Hexe und ihr dienstbarer Geist Mr. Donelly entfachten, überstanden haben. Darin liegt unsere Schwäche, Sie suchen uns nicht, solange sie nicht wissen, daß wir noch existieren. Darin liegt gewissermaßen noch unsere Stärke. Wir müssen uns zu erkennen geben, Tina… Maletta, die Graue aus der anderen Welt hält sich nach wie vor hier auf… der Turm hier in Schottland, den wir aufspürten, muß irgend etwas mit ihr zu tun haben… Wir müssen Maletta finden, bevor weiteres Unheil geschieht, das niemand so recht erklären kann… Malettas Tod ist eine Notwendigkeit.«

»Vielleicht schaffen wir gemeinsam, was wir allein bisher fühlten und ahnten, Anka…«

»Wir müssen es schaffen. Wir machen Maletta auf uns aufmerksam, das wird sie um ihre Ruhe bringen. Jetzt drehen wir den Spieß um. – Thor, ich hatte ihm versprochen, mich zu melden, sobald ich kann«, fügte sie plötzlich hinzu. »Er wartet noch immer. Ich möchte ihn und uns nicht unnötig in Gefahr bringen. Er hat viel für mich getan, Tina. Er soll wissen, worum es geht. Ich möchte ihn aus der Ungewißheit befreien.«

Sie faßten sich wie auf ein stilles Kommando hin wie zwei Schwestern bei den Händen.

Sie sahen sich nicht ähnlich, sie waren auch nicht miteinander verwandt – und doch verband sie mehr, als es Blutbande je vermocht hätten.

Sie waren am gleichen Tage, zur gleichen Minute, aber an verschiedenen Orten geboren. Im Augenblick ihrer Geburt mußten die Sterne in einer ganz bestimmten Konstellation zueinander gestanden

haben. Diese Konstellation, die Ähnlichkeit, wenn nicht sogar Gleichheit ihrer Charaktere und Anlagen hatte dazu geführt, daß sie sich später, nach rund fünfundzwanzig Jahren ihres Daseins plötzlich mit Dingen beschäftigten, die sie vorher kaum oder überhaupt nicht interessierten.

Beide hatten sich auf ihre Art zu Medien entwickelt. Beide entdeckten bei sich Anlagen, die sie anfangs nicht verstanden hatten. Als Einzelwesen waren ihre Kenntnisse und Erkenntnisse oberflächlich und Halbheiten geblieben. Sie waren wie zwei Hälften, die im entscheidenden Augenblick ihres Lebens durch einen Zufall zusammengefunden hatten – und in der Tat eine Einheit bildeten.

Ihre gemeinsame Fähigkeit bewirkte, daß sie die Unheimlichen, die sich in diese Welt geschmuggelt hatten, erkannten. Doch darin erschöpften sich ihre Fähigkeiten nicht.

Gemeinsam konnten sie die Grenzen von Raum und Zeit sprengen. Andere Dimensionen, andere Reiche jenseits der bekannten Welt, waren ihnen zugänglich geworden. Anfangs hielten sie die Bilder und Gefühle, die sie sahen und empfanden, für eine Art Halluzination. Dann erst begriffen sie, daß sie wirkliche Erlebnisse hatten.

Sie hatten die Grenzen dieser Welt verlassen.

Sie waren Zeugen von Städten und Ländern geworden, deren Namen hier niemand kannte.

Sie begannen, Zusammenhänge zu ahnen. Und eines war ihnen bereits klar geworden: Maletta, die unheimliche Frau, die Anka Sörgensen seit jener harmlosen Operation in Oslo nach dem Leben trachtete, fürchtete nicht nur, daß durch den hellsichtigen Blick vor allem Ankas ihre wahre Situation durchleuchtet wurde, sondern sie mußte darin eine unmittelbare Gefahr für sich sehen.

Maletta war an keine Zeit und keinen Raum gebunden.

Das hatte sie mehr als einmal bewiesen. Sie war in Oslo aufgetaucht, in dem Sanatorium für psychisch Kranke, in London…

Sie konnte jederzeit auch da wieder auftauchen, wo Anka Sörgensen oder Tina Marino oder sie beide sich zeigten. Seit dem Anschlag auf ihr Leben, als man sie praktisch in eine Falle lockte, waren sie jedoch eine ganze Zeitlang nicht in der sichtbaren Welt aufgetaucht, um Maletta in dem Gefühl zu wiegen, sie hätten die Feuersbrunst nicht überstanden.

Doch nun mußten sie etwas tun, um Maletta auf ihre Spur aufmerksam zu machen. Diesmal aber sollte nicht Maletta die Siegerin sein, sondern die Besiegte.

Für Tina und Anka gab es keinen Zweifel mehr darüber, daß die geheimnisvolle alte Frau mit den bösen Augen jene befehligte, die hier in diese Welt schlüpften wie eine Brut, die nur nächtens ausschlüpfte.

Sie war deren Herrin. Mister Donelly aus London war ein Skelett –

und er gehorchte dem, was Maletta sagte.

Die drei Knochenmonster, die in dieser Nacht aus dem gespenstisch aufgetauchten Turm gekrochen waren, stammten aus der gleichen Welt wie Mr. Donelly. Unter die Menschen hatten sich Wesen geschmuggelt, die wie Menschen aussahen – aber auf einer von Dämonen beherrschten Welt geboren worden waren.

Und nicht nur die, die menschlich aussahen, kamen. Es kamen auch die Riesenvögel und Echsen… und sie konnten ihre Form und Größe verändern und sich hervorragend hier den neuen Gegebenheiten anpassen. Das machte sie zu schlagkräftigen Hilfstruppen, die immer dann zur Stelle waren, wenn man sie brauchte.

Der Überfall auf die »Wooden-Cottage-Inn« war ein Beweis.

In dem Augenblick, als Anka und Tina sich bei den Händen faßten, schloß sich der Kreis des medialen Stroms, der sie beide erfüllte. Der Bogen war geschlagen, die Kraft beider potenzierte sich im Bruchteil einer Sekunde um das Vielfache.

Mit menschlichen Augen wäre die für eine Millionstel-Sekunde auftretende Durchsichtigkeit der beiden weiblichen Körper überhaupt nicht registrierbar gewesen.

Sie verschwanden einfach von dem Ort, an dem soviel Unheil geschehen war.

Die Luft fuhr fauchend an der Stelle zusammen, wo Anka Sörgensen und Tina Marino eben noch gestanden hatten.

*

Die Welt um sie herum war kahl und trostlos und unheimlich.

Der schwarze Himmel über ihr spannte sich wie ein gigantisches Zelt über dem Gefängnis, in dem sie untergebracht war.

Das Gefängnis bestand aus einem hohen rechteckigen Gemäuer, das ohne Dach unter freiem Himmel stand.

In dem Gemäuer gab es zahlreiche vergitterte Fensterlöcher, durch die die Gefangene hinaussehen konnte auf eine fremde und erschreckende Welt.

Die Gefangene war – Aleana, die Fürstentochter aus Ullnak.

In dem riesigen Verlies, in dem Hunderte hätten unterkommen können, gab es keine Tür.

Aleana wurde gehalten wie ein gefangenes Tier.

Einmal am Tag tauchte Tamuur auf und stellte ihr wortlos Speisen und Getränke hin. Damit verwöhnte er sie, und sie mußte zu ihrer eigenen Überraschung sich im stillen eingestehen, daß die Speisen und Getränke ihr schmeckten und bekamen.

Tamuur kam es nicht darauf an, sie hier elend verhungern und

verdursten zu lassen. Er hatte offensichtlich Schlimmeres mit ihr vor.

Seit Tagen beobachtete sie ihn nun aus dem Fenster, wie er drüben vor seiner bizarren Behausung hantierte. Das Gefängnis hatte Tamuur mit magischer Kraft geschaffen.

Die Materie dieser Welt, auf die er sie entführt hatte, schien ihm völlig untergeordnet zu sein.

Hier war er der Herr, hier gab es nichts, was er nicht beeinflussen konnte.

Aleana stand flachatmend und nachdenklich auch in dieser Stunde wieder an einem der vergitterten, niedrigen Fenster.

Das seltsame, dachlose Gefängnis unter freiem, kosmischem Himmel ließ sie die ganze Einsamkeit richtig bewußt werden. Es hätte nicht mal dieser kahlen, trostlosen Mauern bedurft, um sie hier festzuhalten. Die Umgebung selbst reichte aus. Von hier aus gab es kein Entkommen.

Sie befand sich auf einer Welt, wo niemand sonst lebte – außer Tamuur.

Dies war der – Totenkopfmond. Er hatte sie es wissen lassen.

Bizarr und zerklüftet ragten rings um das abgeplattete Plateau mit dem Gefängnis seltsame kahle Berge aus der Erde. Hier gab es nur Steine und Krater und einen Himmel, an dem niemals die Sonne erschien. Stets war alles gleich.

Genau hinter den nadelspitzen Bergen, zwischen denen Tamuurs Felsenwohnung sich befand, in die sie nie einen Blick getan hatte, stand riesig Tag für Tag und Nacht für Nacht der Totenkopfmond. Er zeigte stets das grinsende Totengesicht.

Sie hatte sich gefragt, wie es sein konnte, daß sie sich auf dem Totenkopfmond befanden – und gleichzeitig diesen Totenkopfmond über sich in seiner ganzen, erdrückenden Größe sehen konnten.

Sie hatte die Lösung selbst gefunden.

Der Himmel über ihr war wie ein endloser See, in dem sich der Totenkopfmond klar und deutlich spiegelte.

Aleana wußte sonst nichts über diese Welt. Und Tamuur selbst erklärte ihr nichts. Die Geschäftigkeit, die er an den Tag legte, fiel ihr auf und ängstigte sie.

Sie sah ihn manchmal stundenlang vor der Felsenwohnung stehen, wie eine bizarre, in sämtlichen Farben glühende Pflanze, die auf eine geheimnisvolle Weise mit dem steinigen Untergrund verwachsen war und Wurzeln geschlagen zu haben schien.

Der scharlachrote Schein, der um seinen Schädel flammte, war rundum zu sehen und tauchte die dunklen, zerklüfteten Felsen und den steinigen Boden in gespenstisches Licht.

Wenn Tamuurs Schädel besonders heftig Flammen produzierte, dann begannen auch die Ränder der Krater zu glühen, und das sah

dann so bedrohlich aus, daß man meinen konnte, sämtliche Vulkane in der Tiefe dieser Welt würden in der nächsten Sekunde aufbrechen.

Nicht nur das unheimliche Licht war es, das sie dann erschreckte. Auch das unterirdische Grollen, das unter ihren Füßen durchlief, das Boden und Wände erbeben ließ.

In der Tiefe dieser Welt ging etwas vor, was Tamuur bewußt provozierte.

Die Stimmung ringsum war von Tag zu Tag unheimlicher und bedrohlicher geworden. Jetzt glühten manchmal auch schon die Kraterränder, ohne daß Tamuur aus seinem Felsloch kam. In der Tiefe grollte und gurgelte es, und heiße Dämpfe stiegen in den Himmel und bildeten richtige Wolken, die langsam über die bizarre Landschaft zogen und sich nur schwerfällig auflösten.

Auf dem Totenkopfmond gab es eine Atmosphäre.

Die Luft war warm und trocken.

Es regnete nie, es gab keinen Wind. Tiere und Pflanzen existierten nicht auf dieser Steinwelt.

Tamuur allein schien diesen Ort der Einsamkeit geschaffen zu haben.

Doch nun war er nicht mehr einsam.

Mit seiner Flucht von der Welt Maghon hatte er Aleana mitgebracht, die ganze Bibliothek und einige seiner engsten Vertrauten, mit denen er noch gehofft hatte, das Spiel gegen Fürst Ramdh aus Antolanien und Rani Mahay aus der anderen Welt zu gewinnen.

Die Tamuur treu ergeben waren, das waren Skelette aus Antolanien. Bei ihnen hatte sich die Rückwandlung in Menschen aus Fleisch und Blut nicht mehr vollzogen.

Berater Dalp aus Antolanien war der Anführer der Renegaten, die Tamuurs Reich erhalten und fördern wollten.

Dalp und seine Anhänger befanden sich in einer besonderen Höhle hinter den bizarren Felsen. Die Diener und Helfershelfer aus Antolanien hatten offenbar nicht die Erlaubnis, sich hier zwischen dem Gefängnis und der Felsenhöhle Tamuurs sehen zu lassen.

Sie schienen auf etwas zu warten… wie auch Tamuur offenbar auf etwas wartete.

Der Magier erschien in dieser Sekunde im Eingang der Höhle.

Obwohl sie so oft mit ihm zusammen gewesen war, sie konnte sich einfach an den Anblick des Schrecklichen, Unmenschlichen nicht gewöhnen.

Der scharlachrote Magier schien aus lauter Muskelbündeln und -schnüren zu bestehen, als wäre er zusammengewickelt.

Tamuurs Kopf war breit und erinnerte in seiner Form an eine aufgeklappte Muschel. Das Gesicht war in zwei Hälften geteilt: die

eine leuchtete in einem dunklen Orangeton, die andere in einem tiefen, unheimlichen Grün, wie es in der tiefsten Tiefe unerforschter Meere vorkommen mochte.

Die Ohren waren gerippt und hatten die Form verdorrter, eingeschrumpfter Echsenflügel. Am bemerkenswertesten aber waren die Flammen, die unablässig aus dem bizarren Haupt schlugen, und die ihm den Beinahmen »der Scharlachrote« eingetragen hatten.

Etwa dreißig Zentimeter lange Flammen schlugen aus dem Schädel, Flammen, die einen ständig in Bewegung befindlichen Kamm vorgaukelten.

Diese Flammenzungen schillerten in sämtlichen nur denkbaren Rottönen, verschmolzen im oberen Drittel miteinander und schufen so den auffälligen Scharlachton, den Tamuur permanent um sich verbreitete.

Der unheimliche Magier hielt den rechten Arm, der ebenfalls aus straffen grünen Muskelsträngen bestand und in einen knolligen Auswuchs wucherte, der aussah wie das verdickte Ende eines Röhrenknochens. Er vollzog mit dieser Hand einige schwungvolle, dann wieder spärliche Bewegungen in der Luft.

Das Glühen der Kraterränder verstärkte sich.

Heiße Dämpfe stiegen empor.

Tamuurs Lippen bewegten sich. Er stellte sich genau in den Schnittpunkt der drei größten Krater, die sich zwischen dem dachlosen Gefängnis und der Felsenhöhle befanden.

Dann hörte Aleana zum erstenmal seit ihrer Anwesenheit auf dem Totenkopfmond die unheimliche Stimme des Magiers.

Laut hallte sie über die bizarre Welt, als ob ein Titan spräche.

»Molochos, großer Meister, Herr, dem es gelungen ist, die Gunst Rha-Ta-N'mys zu erringen: ich rufe dich an in dieser Stunde, die ich als die günstigste erachte, dich anzutreffen, um dein Bild, deine Stimme über die Räume und Zeiten hinweg zu beschwören. Rha-Ta-N'my schweigt. So hoffe ich, deine Gunst zu erringen, um Beistand zu erhalten bei dem, was ich vorhabe.«

Der heiße Dampf zischte aus den Kratern. Er wurde förmlich emporgeschossen. Er glühte in einem feurigen, beängstigenden Rot.

Es gurgelte und grollte unter der bizarren Mondoberfläche.

Die unterirdischen Lavaströme schienen in Bewegung zu geraten.

Feuerschein, Rauch und Dampf wurden aus den Vulkankratern emporgeschleudert. Eine riesige Wolkenbank ballte sich zusammen, in der es grollte, eine Wolke, die die Gestalt eines bizarren, gliederlosen Titans annahm.

Aleanas Herzschlag stockte. Ihr Atem setzte aus.

Sie konnte nicht fassen, was sie da sah.

Tamuur, der Scharlachrote, rief die Geister jener, mit denen er

verbunden war, die gleichen Sinns waren wie er – denen gegenüber er jedoch eine Schuld eingegangen war, die nur er abschätzen konnte.

Das riesige Gesicht des Giganten wurde gebildet aus Dampf und Feuerschein und Qualm, und die massige Wolke stellte den Körper dar, in dem die Arme und Beine nur als angedeutete Stümpfe zu erkennen waren.

Das finstere, von Feuerschein umwallte Gesicht des Titans verzerrte sich.

»Rha-Ta-N'my hat Grund zum Zürnen!« ertönte eine Stentorstimme. »Du hast sie enttäuscht.«

Das Gesicht des unheimlichen Dämonenfürsten Molochos, der einst ein Mensch gewesen war, füllte wie der Totenkopfmond den Himmel über dem Plateau aus.

Aleana preßte sich eng an die kühle Mauer und streckte den Kopf weit nach vorn, um alles mitzubekommen.

»Ich werde alles gutmachen!« Tamuurs Stimme klang nicht minder laut und fordernd und keineswegs niedergeschlagen.

»Du siehst die Dinge zu einfach! Du hast mehr zerstört, als du gutmachen kannst.«

»Ich bin Tamuur, der Scharlachrote. Nichts ist vor mir gewesen. Ich werde noch sein, wenn die Völker der Welt nicht mehr existieren, wenn alle Städte schon in Schutt und Asche gefallen sein werden. Das Leben wird nach meinem Willen entstehen, wie in meinem geliebten Garten in Ullnak, in den ich als Sieger zurückkehren werde.«

»Du hast dir viel vorgenommen«, dröhnte Molochos' Stimme aus einer fernen Welt über die bizarren Vulkankegel des Totenkopfmondes. »Du verkennst deine Situation. Das weißt du. Du bist kleinlaut geworden, denn du hast Fehler begangen. Du suchst Hilfe.«

»Tamuur braucht keine Hilfe.«

»Warum hast du mich dann angerufen?«

»Um dich zu informieren, nicht, um dich um Hilfe zu bitten.«

»Ohne die kommst du nicht aus. Ich bin unzufrieden mit dir. Ich habe dir nicht nur die größte aller Freiheiten geschenkt – auch dein Leben hast du aus meiner Hand bekommen. Vergiß das nicht! Du warst klein und unscheinbar…«

»Aber ich bin groß und mächtig geworden. Und ich werde mich weiter entwickeln, um mich deiner Zuneigung würdig zu erweisen. Rha-Ta-N'my, die Göttin, und Molochos, ihr ehrfurchtgebietender Fürst, sollen wissen, daß sie sich auf mich verlassen können.«

»Was nützen deine Worte, wenn die Taten, die du begehst, dagegen sprechen?«

»Ich wurde getäuscht. Die Zeichen der Sterne standen ungünstig für mich.«

»Das ist nicht ganz richtig«, kritisierte Molochos, dessen Geist aus dem fernen Reich, in dem er in Dunkelheit residierte, durch Tamuurs mächtigen Ritus hierher beschworen worden war. »Du warst leichtsinnig, du warst deiner Sache zu sicher. Das ist nicht die Freiheit, die ich meine. Freiheit in den Händen Molochos, Tamuur, hast du das vergessen?«

Das Gespräch verlief offenbar nicht ganz in dem Sinn, wie der Scharlachrote es erhofft hatte.

Aleana, der nichts entging, kam es vor, als gäbe Tamuur sich gelöster, als er in Wirklichkeit war.

Er stand unter einem inneren Zwang. Er hatte offenbar auch längst gezögert, dieses Gespräch mit dem Dämonenfürsten herbeizuführen – oder es war ihm kräftemäßig nicht gelungen, die Verbindung schneller zustande zu bringen. Die Vereinigung der beiden Völker durch die Vereinigung der beiden zusammengehörigen weißmagischen Amulette schien ihn geschwächt zu haben.

Diese Schwäche hatte er hier oben auf dem Totenkopfmond in der Atmosphäre seiner Welt inzwischen wieder beseitigen können.

»Du bist mein Herr! Das erkenne ich an. Ich habe dich gerufen, um dir zu zeigen, daß ich bereit bin, zurückzuerobern, was ich verloren habe. Verloren – nur auf eine kurze Zeit.«

»Das steht noch nicht fest, Tamuur.«

»Ich bin in der Lage, sofort dorthin zurückzukehren, woher ich kam. Ich werde Freunde und Helfer dabei haben, die mich unterstützen werden. Dalp und seine Vertrauten.«

Molochos lachte schallend. Es dröhnte höhnisch durch die Luft der bizarren, trostlosen Welt.

»Durch dein Versagen haben sich die Bedingungen verändert, Tamuur. Ich bin höchst unzufrieden mit der Entwicklung, die du eingeleitet hast. Du hast versagt. Durch dich glaubte ich eine Welt fest in den Händen. Du warst mein Statthalter…«

»Ich bin es immer noch…«

»Das wird sich erst herausstellen. Ich sehe mich getäuscht, Tamuur.«

»Das wollte ich nicht.«

»Das ändert nichts an der Tatsache.« Molochos ging hart ins Gericht mit seinem Statthalter. »Wenn sich auf Ullnak etwas ändert, wird sich auch anderswo eine gefährliche Verschiebung durchsetzen. Eingeleitet wurde dies alles durch das kluge Schachspiel eines Mannes, den du unter dem Namen Rani Mahay kennst und in dessen Adern das Blut der alten Rasse fließt. Du hast so lange gezögert…«

»Ich wollte ihm eine Lehre erteilen.«

»Er hat dir eine erteilt, Tamuur. – Es gibt nur eine Möglichkeit, die Dinge noch mal rückgängig zu machen: Die Personen, die dafür

verantwortlich waren, daß es zu dieser Veränderung kam, müssen sterben.«

»Ich werde keine Sekunde warten, um dies in die Tat umzusetzen. Aleana… Fürst Ramdh… Rani Mahay… ich werde sie vernichten. Einen nach dem anderen.«

»Ich habe eine Forderung an dich, Tamuur.«

»Ich werde sie dir erfüllen.«

»Du mußt sie mir erfüllen, anders ist nicht mehr möglich, was du erwartest: sie dürfen nicht nacheinander sterben. Alle drei zusammen, Tamuur: Aleana, Fürst Ramdh und Rani Mahay. Ihr Tod muß auf dem Schwarzen Altar der Inoshtar erfolgen, nur dann ist die ›Zweiheit‹ lösbar: die Amulette aus dem Kopf der steinernen Schlange werden ein für alle mal verschwinden. Geschieht dies nicht, dann wird eine Zweiheit Macht in einer anderen Welt gewinnen – und das Spiegelbild des Totenkopfmondes, der das Sinnbild deiner Welt ist, Tamuur, wird verschwinden. Ich kann dich nicht unterstützen, ich kann dir keine Helfer zur Verfügung stellen. An dir allein liegt es, ob du Maghon fest und diesmal dann endgültig in deine Hand zwingst – oder ob die Welt, die du dir schaffen wolltest, um in Ewigkeit dort zu residieren für ewig für dich verloren geht.«

»Damit verlöre ich meine Gärten…«

»Auch die.«

Die Flammen aus Tamuurs Kopf schlugen hoch und bildeten einen gewaltigen Lichtkranz aus scharlachrotem Licht. Tamuur war aufs äußerste erregt.

»Der Altar der Inoshtar, auf dem du das Leben erhieltst, muß benetzt werden mit dem Blut der drei Personen, die dich gemeinsam überlisteten. Dann bin ich zufrieden… dann kannst du bedenkenlos Ullnak, Antolanien, Gesah und Grehk übernehmen und für das Ende aller Zeiten beherrschen. Und dann – nur dann, Tamuur, können wir über eine Erweiterung deiner Macht sprechen. Studiere deine Bücher, die schon existierten, als du noch ein Stein warst, Tamuur, und deren Inhalt für dich bestimmt war, als ich auf den Totenkopfmond kam, um dich zu treffen und dein Leben zu ermöglichen. Dadurch wurde das, was heute noch ist: die Vergangenheit… die Gegenwart… und die Zukunft auf dem Totenkopfmond gehört dir. Du kannst sie nacheinander und gleichzeitig entstehen lassen, Raum und Zeit dieser Welt gehorchen deinem Willen, wann immer und wie immer du willst. Mach dir diese Kräfte zunutze, spiele alle deine Möglichkeiten aus, um deine Feinde zu vernichten.«

»Du sprichst mir aus dem Herzen. Du bist mein Herr und Meister, ich werde dir gehorchen und deinen Willen erfüllen.«

»Stelle mich zufrieden, erreiche mehr, als du verloren hast. In deinem eigenen Interesse, Tamuur!«

Molochos' Stimme war hart und unpersönlich. Die letzten Worte klangen beinahe – bedrohlich.

*

Die riesige Wolke aus Rauch, Dampf und heißem, zischendem Licht ballte sich zusammen.

Der gewaltige Körper verdichtete sich und war jetzt überhaupt nicht mehr als Molochos Gesicht auszumachen.

Die Vulkankegel saugten das Wolkengebilde ab.

Ruhig und trostlos breitete sich die unheimliche Mondwelt vor den Augen der Fürstentochter aus.

Die scharfen, nadelspitzen Felsen ragten in den kosmischen Himmel, wo vereinzelt Sterne blinkten. Die Luft unterhalb des riesigen Gesichts des Totenkopfmondes vibrierte leicht und kam nur langsam wieder zur Beruhigung.

Tamuur wandte sein Gesicht der Gefangenen zu.

Klein und bleich zeigte sich Aleanas Gesicht hinter den geschliffenen Steinstäben, die das Fensterloch vergitterten.

Der scharlachrote Magier kam langsam über den steinigen Boden. Er schien ihn kaum mit seinen Füßen zu berühren.

Zum ersten Mal, seitdem er sie hierhergebracht hatte, sprach er sie wieder an.

»Ich wollte nichts anderes als deine Liebe«, sagte er heiser. »Ich wollte gemeinsam mit dir herrschen. War das so schwer?«

Aleana fuhr sich mit der Zungenspitze über die Lippen, ehe sie sprach. »Es ist das schwerste, was man von einem Menschen verlangen kann, Tamuur. Du bist das personifizierte Böse. Das Böse kann man nicht lieben.«

»Ich hätte dich dazu zwingen können.«

»Zwang ist keine Liebe, Tamuur… weil du das weißt, hast du es nicht getan, konntest du es nicht tun. Liebe erhält man freiwillig – oder überhaupt nie. Sie kommt aus dem Herzen eines Menschen. Du kannst dir das nicht vorstellen, weil du kein Herz hast. Deine Macht ist groß. Auf der Welt, die von dir beherrscht wird, ist dir alles – fast alles – möglich. Eben die Tatsache, daß du keine Liebe erhalten konntest, ließ dich leichtsinnig werden und irritierte dich in deinem Machtanspruch. Du erkanntest die Grenzen, die dir deine dämonischen Schöpfer gesetzt haben, notwendigerweise setzen mußten, denn auch sie kennen die Liebe nicht. Das ist das einzige, das sie vermissen, das sie sich nicht selbst schaffen können. Daran bist du zerbrochen, Tamuur.«

Er lachte rauh. »Du riskierst große Worte, kleine Fürstentochter. Ich wollte dir eine Chance geben zu überleben, das war alles.«

»Nein, Tamuur, das war es nicht. Du tust mir leid. Du wolltest wissen, was Liebe ist, weil du sie nicht kennst. Aber du kannst sie nicht erfahren, weil du selbst nur Haß und das Böse säst.«

»Du wirst mich noch um Gnade anflehen, und du wirst mir deine Liebe anbieten«, stieß er hervor. Das scharlachrote Licht von seinem Haupt spiegelte sich in dem bleichen Antlitz der schönen Frau. »Aber ich werde nichts mehr für dich tun können. Wenn du erst auf dem Altar der Inoshtar liegst, ist alles zu spät. Dann wird dein Flehen keinen Sinn mehr haben. Du hast es selbst gehört: Gemeinsam mit deinen Freunden soll dein Tod erfolgen. Ich werde sie herüberholen, einen nach dem anderen.«

So viele Fragen quälten sie. Es wurde ihr nicht bewußt, daß sie eine ganze Reihe stellte: sie fragte nach dem Altar… sie wollte wissen, wieso der gleiche Altar, der ihm das Leben gab, ihren Tod bringen sollte… was für eine Bedeutung Molochos Bemerkung hatte, der andeutete, daß Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft dieser Welt eins für ihn waren…

Alle diese Rätsel und Geheimnisse um Tamuur hätte man kennen müssen, das fühlte sie.

Nur wenn man die Schwächen und Stärken eines Gegners kannte, konnte man etwas gegen ihn ausrichten. Auf ihrer Welt Maghon, im Land Ullnak, das stets den Geschlechtern ihrer Familie gehörte, hatte sie größere Hoffnung gehabt, daß sich noch etwas zum Guten hin wende. Hier aber lag alles in der Hand des unheimlichen Tamuur. Über die Totenkopfwelt wußte sie nichts. Eine ferne Ahnung aber sagte ihr, daß hier Tamuur uneingeschränkt herrschte und es keine Möglichkeit gab, ihn von seinem Vorhaben abzubringen, Fürst Ramdh und Rani Mahay waren verloren…

Sollte alles umsonst gewesen sein?

*

Er wurde nicht ohnmächtig und tat sich auch nicht weh.

Im ersten Moment jedoch meinte der Koloß aus Bhutan, in eine endlose Tiefe zu stürzen.

Doch der Eindruck täuschte. Er fühlte sich schwindelig und meinte im nächsten Moment, in schwarze Watte gepackt zu werden.

Was war geschehen?

Im Bruchteil einer Sekunde ließ er noch mal die Ereignisse vor seinem geistigen Auge Revue passieren.

Das Spiegelbild… sein Spiegelbild, das sich anders bewegte, als er selbst… die Berührung mit diesem Spiegelbild… der Sog, dem er kräftemäßig unterlegen war… die Ankunft in dieser Höhle? War es wirklich eine Höhle, in der er sich befand?

Rundum war es schwarz, aber von irgendwoher sickerte schwacher Lichtschein herein, der die Umgebung ein wenig schummrig werden ließ.

Mahay streckte die Hände aus. Er rechnete damit, auf Widerstand zu stoßen. Aber nein – da war nichts weiter als eine brodelnde Nebelwelt, nichts Massives.

Er richtete den Blick zurück in die Richtung, aus der er meinte, gekommen zu sein.

Da mußte sich schließlich die Wand befinden, die ihn aufsaugte. Diese Wand war auf der anderen Seite das Ende jener Halle, in welcher Tamuur sich stets aufzuhalten pflegte. Bei Tag vor allem – und in der Nacht, wenn er seinen Spaziergang durch seinen unheimlichen Zaubergarten beendet hatte.

Er fühlte nichts. Er merkte, daß er nach vorn ging, daß er mehrere Meter zurücklegte, aber er stieß nicht gegen eine feste Mauer.

Es schien, als würde die Dunkelheit vor ihm zurückweichen.

Es war unmöglich, an jenen Ort zurückzukehren, aus dem er gekommen war! Er war getrennt von seinem Freund Fürst Ramdh.

Es gab nur ein Voran… aber wohin führte die Dunkelheit ihn? Gab es überhaupt ein Vorwärtskommen in dieser sackartigen Dunkelheit, die lautlos und elastisch nachzugeben schien, sobald er sich bewegte.

Rani Mahay war der Rückweg abgeschnitten.

Dennoch war er zunächst nicht bereit, die Konsequenzen aus seiner Situation zu ziehen.

Er wartete ab. Da war schließlich noch Fürst Ramdh auf der anderen Seite. Für den Fall, daß der Fürst auf die gleiche dumme Idee kommen sollte wie er und nach seinem Spiegelbild griff, dann war damit zu rechnen, daß er innerhalb der nächsten Minute Besuch erhielt.

Aber da ereignete sich nichts. Ramdh tauchte nicht auf.

Rani Mahay setzte sich in Bewegung. Wie Gummi gab die Dunkelheit vor ihm nach. Er ging einige Schritte weit in das eigenartig federnde Nichts hinein. Auch der Boden unter seinen Füßen vibrierte und verzog sich.

Nach einigen Schritten blieb der Inder noch mal stehen und blickte den Weg zurück, den er in der Zwischenzeit gegangen war.

»Fürst?« rief er, zunächst leise, dann noch einmal, diesmal jedoch lauter. Seine Stimme verhallte schwingend.

Wenn er nur hinter einer Mauer stand, dann müßte Ramdh ihn logischerweise hören.

Aber es erfolgte weder ein Gegenruf noch ein Schaben oder Klopfen an der Wand, das er als Signal hätte werten können.

Demnach gab es keine akustische Brücke auf die andere Seite, und er begann inzwischen daran zu zweifeln, ob er sich wirklich nur auf

der anderen Seite befand oder ob er möglicherweise schon einen gewaltigen Sprung in eine unbekannte Ferne getan hatte.

Der Vorgang erinnerte ihn an etwas: an den Spiegel der Kiuna Macgullyghosh. Dieser Zauberspiegel stand auf der unsichtbaren Insel Marlos zwischen Hawaii und den Galapagos-Inseln. Wer ihn benutzte, der passierte ein Dimensionstor und kam in einer anderen Welt an.

Die Wand in der dunklen Halle im Schloßpalast von Ullnak schien auf eine ähnliche Weise zu wirken.

Mahays Sinne waren zum Zerreißen gespannt.

War dies der Weg, den auch Tamuur, der Scharlachrote, genommen hatte, um von der Welt Maghon zu fliehen? Hatte er die Falle geöffnet – und würde der Schlund der Dunkelheit ihn nun genau in die Arme seines Todfeindes führen?

Er mußte damit rechnen, und schon jetzt stellte er sich seelisch darauf ein.

Tamuur hatte schließlich versprochen, ihn dorthin zu holen, wo auch Aleana gefangengehalten wurde.

Es fing im Prinzip alles noch mal von vorn an, nur unter veränderten Verhältnissen.

Plötzlich hörte er eine Stimme.

»Es hat keinen Sinn zu rufen… er kann dich nicht hören…«

Mahay blieb wie von einer unsichtbaren Hand festgehalten, blitzartig stehen.

Seine Nasenflügel erweiterten sich, als er scharf die Luft einzog.

Er starrte in die schummrige Dunkelheit vor sich. Es kam ihm so vor, als wäre diese Finsternis nicht mehr sackartig geschlossen, sondern führe direkt in eine Art Tunnel, der sich vorn öffnete wie die Blende an einem Fotoapparat.

Von da war auch die Stimme gekommen.

»Wer bist du?« fragte Mahay leise, vergebens seine Augen anstrengend. »Wieso kann ich dich hören… und verstehen…?«

»Komm' näher… dann kannst du mich auch sehen«, erhielt er zur Antwort.

Es war eine leise, angenehme Stimme, ähnlich melodischem Singsang.

Rani Mahay kam näher. Langsam, vorsichtig.

Er näherte sich der blendenförmigen Öffnung, die leise in einem lautlosen Wind spielte, so daß die abgedunkelten Winkel aussahen wie schwere, nasse Lappen, die sich langsam und träge in einem unbestimmten und unfühlbaren Luftstrom bewegten.

Wer ihn jetzt ansprach, hatte seinen Ruf gehört und mußte auch wissen, daß der andere keine Antwort geben konnte.

Aber das hatte er doch durch seine Worte gar nicht ausgedrückt? Da mußte jemand existieren, der Kontrolle hatte über das, was auch

jenseits der Wand sich abspielte. Das aber konnte nur Tamuur sein…

Mahay war auf einen Angriff gefaßt. Er wußte nicht, wie er sich ereignen würde, aber er war bereit, sein Leben so teuer wie möglich zu verkaufen.

Er tauchte in der Öffnung auf.

Dahinter breitete sich ein ovaler Raum aus, in dem gräuliche Dämmerung herrschte. Die Wände waren auch hier nicht massiv, aber deutlicher wahrnehmbar als der sich dehnende Gang, durch den er bisher gewandert war.

Das Ganze erinnerte ihn an zusammengeballte Watte, es bildete eine Form, war aber doch nicht massiv.

Man hatte das Gefühl, die aufgerichteten Wände mit einer Hand umstoßen oder gar umpusten zu können. Die ihn umgebende Welt wirkte seltsam locker und luftig, wie aus Wolken gebaut…

Aber alles hatte eine Form.

Alles – das waren: kurze Kegelstümpfe, die wie Sitze angeordnet waren um einen großen, dickeren, etwas tiefer angesetzten.

Auf diesem sah er einen kahlen Schädel, ohne Augenbrauen, ohne den geringsten Haarflaum, ohne Wimpern. Das Gesicht war völlig glatt und weil die Nase, der Mund und die Augen so klein waren, haftete dem Kopf etwas Kindliches, wenn nicht gar Babyhaftes an.

Der Schädel bestand zu mehr als zwei Drittel aus einer pulsierenden Hirnmasse, über die sich eine dünne Haut spannte, die so straff war, daß man darum fürchten mußte, sie würde jeden Augenblick zerreißen. Deutlich waren die Hirnwindungen unter der feinen, hauchdünnen Hautschicht zu sehen, deutlich auch der Strom des hellen, sauerstoffreichen Blutes, der die Zellen ernährte.

Das Wesen bewegte die winzigen Lippen.

»Ich bin Caloton, der Körperlose«, sagte es.

*

Der Scharlachrote ging hochaufgerichtet durch den düsteren Eingang, der in die Felsenhöhle führte.

Geheimnisvolles, geisterhaftes Licht lag über den Wänden. Sie fluoreszierten in einem rätselhaften Grün.

In der Höhle gab es Bogengänge und Felsentische und Nischen, die in kleine Kammern führten, wo geheimnisvolle schwarze Gefäße standen, die mit hohen, runden Deckeln verschlossen waren.

Mehrere Wände waren bedeckt von den Regalen, in denen uralte Bücher standen. Manche waren so alt, daß sie modrig und pfeffrig rochen und anfingen, sich aufzulösen. Die Buchrücken waren morsch und brüchig, die dünnen, spinnwebartigen Fäden, mit denen die Seiten zusammenheftet waren, schienen so fadenscheinig, daß man

Angst davor haben mußte, das eine oder andere Buch überhaupt zur Hand zu nehmen.

Tamuurs Schritte führten direkt zu einem dunklen Schacht, der sich inmitten einer Kammer befand.

Der Scharlachrote setzte beide Beine in das Loch, in dessen Tiefe es dunkelrot und bedrohlich glühte. Dort unten war die gleiche Farbe wie auf dem Schädel des Magiers.

Tamuur schwebte in die Tiefe, von einem unsichtbaren Luftstrom und seiner magischen Kraft getragen.

Er verschwand in dem Schacht. Die Röhre aus Felsstein, die ihn umgab, wirkte wie eine überdimensionale Vergrößerung eines Blutgefäßes, in dem er sich nun lautlos bewegte.

Er glitt dem rötlichen Strom näher, der sich in gewaltiger Tiefe träge dahinwälzte.

Lavamassen erfüllten wie blutgefüllte Adern einen Leib das Innere dieser seltsamen, tristen Welt.

Heiße, feurig-rote Dämpfe stiegen von unten empor und hüllten seinen Leib völlig ein. Die Hitze war siedend. Aber Tamuur fühlte sich wohl wie in einem Bad, das er nahm.

Er schwebte tiefer und tiefer – hundert Meter – fünfhundert… dann waren es tausend… zweitausend Meter…

Ein menschlicher Körper wäre bei diesen Hitzegraden, die jetzt herrschten, verglüht. Tamuur machten sie nicht das geringste aus.

Im Schein der flüssigen Ströme, die gurgelnd und sprudelnd im Innern des Weltenkörpers ihre Bahnen zogen, waren an den kahlen Wänden der Felsenröhre, die Tamuur herabkam, die bizarrsten und seltsamsten Gebilde gezeichnet, die ein menschliches Gehirn sich überhaupt vorstellen konnte.

Die Zeichnungen erinnerten an Ritzzeichnungen von Felsenhöhlenbewohnern auf einem niedrigen geistigen Stand.

Da waren bizarre Tiere und Pflanzen zu erkennen und Mischwesen zwischen Tier und Pflanze. Breite Zellenbänder, die ineinander verschlungen waren. Dicke Köpfe, die an Kaulquappen erinnerten, primitives, formloses Leben, das seine Gestalt entwickelte.

Das Innere der Röhre erzählte eine Geschichte, die in Bildern niedergeschrieben war. Aus dem Nichts wurde etwas… und ganz oben, am Ende der Röhre hätte man meinen können, daß Tamuur selbst es war, der sein Ebenbild dort hineingeritzt hatte.

Die Wesen, die sich hier im Inneren der Felsenröhre bewegen konnten, waren nicht angewiesen auf Treppen oder Hilfsmittel irgendwelcher Art.

Sie konnten schweben, fliegen… wie Tamuur es in diesen Sekunden tat.

Was immer jedoch die Zeichnungen in den Stein ritzte, mußte

beseelt gewesen sein, mußte Geist besessen haben…

Das war mehr, als Tier und Pflanze vermochten.

Die überdimensionale Röhre endete über fünfzig Meter oberhalb des träge dahinfließenden Lavastroms, der sich inmitten eines riesigen Kraters gesammelt zu haben schien und einen flammenden, feuerspuckenden See bildete.

Inmitten dieses feurigen Sees gab es eine schwarze, mattschimmernde und wie geschliffen aussehende Insel.

Ein mächtiger Stein und darin wie ein Stempel eine Erhöhung, die sich schwarz und kahl erhob.

Der Stein war eine Insel von gewaltigen Ausmaßen.

Man hätte eine ganze Stadt darauf errichten können.

Er war völlig glatt. Nur wenn man aus der Höhe kam wie Tamuur, konnte man die Unterschiede in der schwarzen Farbe des Steins erkennen, die eine Art Schachbrettmuster darauf bildeten.

Das sah so aus, als ob ganze Straßenzüge und Plätze vorbereitet wären, um ausgebaut zu werden. Diese steinerne Insel – war der schwarze Altar der Inoshtar.

*

Tamuurs Körper spannte sich.

Er schwebte wie ein bizarrer Geist über diesem Ort, wo nie ein Mensch wohnen konnte.

Das Feuermeer spülte seine Wellen an die Insel. Funken sprühten, hohe Flammenzungen loderten an der schwarzen Steilküste empor, ein ständiges Zischen und Fauchen und Sprudeln lag in der Luft.

Die Hitze war unerträglich. Nur auf der Insel selbst schien eine besondere Luft zu bestehen.

Hier waren die Temperaturen so normal wie draußen auf dem Totenkopfmond, auf dem sogar Aleana leben und atmen konnte.

»Molochos ist ein großartiger Herr«, entrann es den Lippen des Bizarren. »Seine Idee ist gut – und richtig. Wo mein Leben begann, soll das eure enden. Und mit eurem Tod werde ich neues Leben schaffen.«

Er dachte an Aleana und der plötzliche Gedanke, der ihm kam, verlangte nach sofortiger Ausführung.

Sein Geist wanderte den Weg blitzschnell zurück, den er gekommen war, und mit magischer Gewalt nahm er etwas mit, was ihm gehörte: den glühenden Hauch, der über den See wehte.

Er formte daraus ein wolkenartiges Gebilde, das zunächst noch rot war, dann durch seinen Willen schwarz wurde und sich verdichtete zu einer netzartigen Struktur, die unterhalb des Röhrenendes blitzschnell aufgelöst wurde…

… und im nächsten Moment als schwarze brodelnde Wolke in dem

dachlosen Gefängnis unter dem Spiegelbild des Totenkopfmondes direkt neben Aleana auftauchte.

Die Fürstentochter erblickte das schwarze, atmende Gebilde sofort.

Es glitt blitzschnell auf sie zu, öffnete sich und hüllte sie ein, ehe sie davonlaufen konnte.

Was hatte das nun wieder zu bedeuten?

Das Ganze erinnerte sie lebhaft an den schrecklichen Augenblick, als Tamuur mit ihr in dem fensterlosen Raum verschwand, und sie mit sich zog, um sie aus Ullnak zu entführen. Da waren sie beide eingehüllt worden von einer schwarzen Wolke – und hier aufgetaucht auf dem Totenkopfmond.

Es konnte nicht sein, daß Tamuur sie nun zurückschickte auf die Welt, von der sie gekommen waren… oder doch, weil er irgendeine Gemeinheit im Schild führte, von der sie noch nichts ahnte.

Sie fühlte kaum eine Bewegung. Ihre Umgebung verschwamm vor ihren Augen, und im nächsten Moment schälte sich eine neue aus der Düsternis.

Sie hörte es sprudeln und kochen, zischen und fauchen, kaum daß sie festen Boden unter ihren Füßen spürte.

Schwarzer Boden. Der stammte nicht mehr von der Wolke. Die löste sich auf, wurde neblig und schwebte davon.

Eine riesige Höhle. Eine Welt ohne Sterne.

Aleana fand sich am Rand einer Steilküste wieder, in die ihr schwindelnder Blick ging.

Sie fuhr zusammen und konnte sich des schrillen Aufschreis nicht erwehren, der aus ihrer Kehle sprang.

Ein Feuermeer zu ihren Füßen, ein Lavasee, von dem peinigende Hitze aufstieg, die ihr fast den Atem raubte!

Sie vernahm die sarkastische, gefühllose Stimme über sich.

»Du schreist schon jetzt?« wurde sie gefragt.

Sie hob den Blick, taumelte zurück auf die Felsenplatte und atmete schwer.

Tamuur schwebte über ihr wie eine seltsame, unheimliche Pflanze, die zu einem erschreckenden Leben erwacht.

»Du hast keinen Grund dazu«, fuhr er fort. »Du bist doch noch in Sicherheit. Ich wollte dir nur den Ort zeigen, wo dein Leben zu Ende geht. Ist das nicht grausiger, als an meiner Seite zu herrschen – und zu leben?!«

»Dies ist…«

»Der schwarze Altar der Inoshtar. Der Geist, der die Tiefe des Feuersees erfüllt, steigt von Zeit zu Zeit an die Oberfläche. Dann wird auch die Insel von den Feuerfluten aus der Tiefe überschwemmt, und das Feuer wird euch mitnehmen. Dich, Fürst Ramdh und Rani Mahay! Dann wird Molochos zufrieden sein und mir nicht weiter seine Hilfe

versagen. Fangen wir gleich damit an, es ist schade um jede Minute, die verstreicht, ohne daß etwas geschieht. Tamuur ist wieder der alte, er fühlt sich im Vollbesitz seiner Kräfte.«

Aleana raubte es den Atem. Aber das kam nicht nur von der Hitze, die aus dem Lavasee stieg.

Das hing mit dem zusammen, was sie sehen konnte.

Tamuur ließ sich aus der Höhe unterhalb der Felsenröhre, unter der er schwebte, einfach herabfallen.

Er näherte sich dem flammenden, gischtigen See, dessen Fluten laut gegen die Steilküste klatschten. Die emporstiebenden, sich lösenden flüssigen Tropfen wurden bis zu zehn Meter unterhalb des Randes des schwarzen Plateaus getragen.

Der See selbst gurgelte und sprudelte nach Aleanas Schätzung rund hundert Meter unter ihren Füßen.

Es war ein schauriges und gewaltiges Bild, das sich ihren Augen bot, wie es überhaupt eine schaurige und gewaltige Welt war…

Tamuurs Welt! Hier hatte seine Wiege gestanden.

Der Scharlachrote bewegte sich außergewöhnlich schnell auf die Lavaoberfläche zu – und tauchte ein.

Aleana beugte sich zitternd über den Rand der gut hundert Meter hoch über die Oberfläche des unterirdischen Feuermeeres ragenden schwarzen Felseninsel.

Eine Fontäne spritzte auf. Tamuur verschwand, aufgenommen von dem Meer des Feuers, aus dem er einst gekommen war…

*

Er bewegte sich darin wie ein Fisch im Wasser und fühlte sich ausgesprochen wohl.

Gurgelnd umspülten ihn die glühenden Massen, in denen er langsam tiefer sank.

Schatten lösten sich aus den Feuerquellen, die unablässig in den gewaltigen Kratern produziert wurden, welche den Boden des gigantischen Sees bedeckten. Der Lavastrom bewegte sich durch Risse und Spalten und gewaltige Hohlräume im Innern des einsamen, unbewohnten Weltenkörpers und verteilte sich nach überall hin. Es gab keinen Zentimeter im Innern dieser Welt, der nicht von der glutflüssigen Magma bedeckt gewesen wäre.

Die dunklen Schatten hüllten Tamuur ein, und wieder war da eine Wolke, die ihn umschloß. Sie löste sich aus dem Feuermeer, und Tamuur verließ im gleichen Augenblick die Welt, wo die Elemente eins waren mit ihm.

Die Wolke – tauchte mit ihm in der Halle auf, in der sich in der Stadt Ullnak seine Bibliothek befand und wo Fürst Ramdh sich in

dieser Minute noch aufhielt.

*

Er hatte jeden Zentimeter der Wand abgesucht, in der sein Freund Rani Mahay verschwunden war.

Fürst Ramdh wollte sich nicht länger hier aufhalten, nachdem auch mehrere Anrufe vergebens gewesen waren und keine Antwort erfolgte.

Zu all den vielen Geheimnissen, die in der Stadt und dem Land Ullnak bestanden, war ein weiteres hinzugekommen.

Er durfte keine Zeit verlieren. Er mußte Hilfe holen und sich mit Gelehrten aus der Stadt zusammensetzen, die das Geheimnis des Magiers zu lüften versuchten, um eine Wiederholung der Vorkommnisse zu verhindern.

Es gab kaum jemand, der daran zweifelte, daß Tamuur nur untergetaucht war, um neue Kräfte zu schöpfen, damit er dann um so härter und grausamer zuschlagen konnte.

Schließlich existierte der unheimliche Zaubergarten noch. Und zwar unverändert. Tamuurs Lieblingsspielzeug, in dem er seine Macht ganz auskosten konnte.

Fürst Ramdh schlug den wallenden violetten Mantel zurück, auf dem kostbare Gold- und silberfarbene Stickereien zu erkennen waren.

Ramdh kam keine zwei Schritte weit.

Da erstand fauchend und saugend die unheimliche Wolke neben ihm, aus der sich die Gestalt des grausamen Magiers schälte.

Ramdh riß geistesgegenwärtig noch sein Schwert aus der Scheide.

Tamuur lachte nur grausam, als der Antolanier-Fürst es blitzschnell und geschickt nach vorn stieß, ohne sich auch nur eine Sekunde lang sein Handeln zu überlegen.

Ramdh schrie auf.

Die Klinge wurde weißglühend, dampfte, und er mußte das Schwert fallen lassen. Die Hand, die den Griff umklammert hatte, war übersät von nässenden Brandwunden, die höllisch schmerzten.

Aus dem Fauchen und Zischen wurde ein tosender Wind, der die schwarze Wolke auseinandertrieb.

Ramdh wurde an die Seite Tamuurs gezogen, als ob unzählige, unsichtbare Hände nach ihm greifen würden.

Das magische Gebilde aus der Tiefe des Lavameeres des Totenkopfmondes blähte sich auf und stülpte sich fauchend über ihn.

»Narr!« höhnte Tamuur. »Glaubst du wirklich, du würdest mich mit deinem armseligen Schwert bedrohen können? Da mußt du andere Mittel einsetzen! Mittel, die du nicht kennst.«

Die brodelnde Materie unbekannter Art hüllte ihn ein. Die Wolke war groß genug, sie beide bequem aufzunehmen. Zwischen ihm und

dem Magier bestand eine hauchdünne, halbdurchsichtige Wand, die sie voneinander trennte.

Die sie umschließende Wolke tauchte ein in ein fahles, schwingendes Licht, das kreisrund war und in das hinein die Wolke fiel wie eine antriebslose Rakete in die Tiefe des Alls.

Für den Bruchteil einer Sekunde stürzte die Kälte des Weltalls in die Halle, aus der Ramdh entführt wurde. Ein eisiger Hauch verbreitete sich und verteilte sich in dem fensterlosen Raum.

Ramdh fühlte eine kurze, atemberaubend schnelle Bewegung. Er meinte, daß seine Brust zusammengepreßt würde. Dann war es schon wieder vorbei.

Sich seine schmerzende, verbrannte Hand haltend, blickte er auf das unheimliche Wesen an seiner Seite, das ihm so nahe und doch so fern war, das er nicht angreifen konnte. Schon der Gedanke, ihm etwas zuzufügen, war absurd. Tamuur war nicht verletzbar, wenn man nicht die besonderen Waffen gegen ihn kannte.

»Ich bringe dich zu einer guten Freundin.« höhnte der Magier. »Sie wartet schon sehnsüchtig auf dich…«

»Aleana…«

»Richtig. – Dann seid Ihr schon zu zweit.«

»Rani Mahay ist…« Da unterbrach Ramdh sich und ärgerte sich über seine spontane Reaktion.

Tamuur hatte ihn nicht in seiner Hand?!

»Was ist mit Mahay?« bohrte der Magier sofort nach.

Ramdh schwieg.

»Du wolltest sagen, daß er sich noch nicht bei mir befindet, das wundert dich, nicht wahr? Er ist also verschwunden?«

Ramdh antwortete nicht.

»Ich wollte es dir einfacher machen. Glaubst du wirklich, du könntest mir etwas verschweigen, wenn ich das nicht will?« Tamuur lachte rauh. »Du wirst gleich sehen…«

Die Schwärze verschwand schlagartig. Die Wolke öffnete sich.

Ramdh spürte festen Boden unter den Füßen.

Schwarz war der Himmel über ihm. Vereinzelt blinkten ein paar Sterne. Rundum waren nackte, hohe Wände. Darin hin und wieder ein kleines, mit steinernen Stäben vergittertes Fenster.

Ein Gefängnis ohne Dach. Es war praktisch nach einer Seite hin ständig offen.

Dieser Gedanke kam ihm zuerst, und er wurde sofort von dem Scharlachroten tangiert.

»Dies zu wissen, nützt dich nichts, Ramdh. Du wirst nicht in der Lage sein, an den glatten Wänden emporzuklimmen. Du müßtest die klebrigen Füße einer Fliege haben, wolltest du das bewerkstelligen.«

»Meine Gedanken – du kennst meine Gedanken?« entfuhr es dem

Fürsten.

»Ich kann mir vorstellen, was in dieser Sekunde in dir vorgegangen sein mag. Wenn ich mir deine Gedanken hole – dann geschieht das nicht auf eine für dich bequeme Weise.«

Ramdh stand inmitten der großen Gefängnishalle.

»Wo ist Aleana?«

»Auf dem Schwarzen Altar der Inoshtar. Du wirst ihn noch früh genug kennenlernen. Ich möchte sie noch eine Zeitlang allein dort lassen, damit sie zu spüren beginnt, was es heißt, mir Feindschaft geschworen zu haben. Die Einsamkeit ist für ihre zarte Seele das pure Grauen. Eingeschlossen von gischtigen Feuerfluten zu allen Seiten, begreift sie die Hoffnungslosigkeit um so besser. – Was ist mit Rani Mahay?«

»Ich weiß nichts von ihm. Er hat sich abgesetzt. Ich weiß nicht, was er im Schild führte.«

»Er ist noch in Ullnak?«

»Ja.«

»Dann werde ich ihn finden. – Bevor ich jedoch unnötige Wege einschlage, werde ich mich vergewissern, ob du auch die Wahrheit gesagt hast. – Du hast doch die Wahrheit gesagt, nicht wahr?«

»Ja.« Ramdh blieb standhaft.

»Nun gut, wie du willst.« Die letzten Worte des Scharlachroten waren noch nicht verhallt, da geschah es schon.

Tamuur schuf aus dem Nichts eine fahle, pulsierende Wand, die sich genau zwischen ihnen beiden formte.

Fürst Ramdh wurde förmlich zurückgeschleudert, als die Ausstrahlung dieser Wand seinen Körper traf.

Der Antolanier-Mann atmete flach und schnell, er fühlte die harte Felswand in seinem Rücken. Er versuchte, sich davon zu lösen und abzustemmen, aber er klebte daran wie angewachsen.

Die helle Energiewand, hinter der Tamuurs Körper doppelt so groß und perspektivisch verzerrt erschien, rückte lautlos näher an ihn heran.

Tamuur hob beide Arme in die Waagrechte.

Aus der Wand lösten sich zarte Nebelstreifen, die sich schlangengleich auf Fürst Ramdh zubewegten.

Die Nebelschwaden waren fingerdick und tauchten nur in Höhe seines Kopfes auf. Der Antolanier riß angsterfüllt beide Augen weit auf.

Was hatte Tamuur nun mit ihm vor?

Die Nebelstreifen berührten seine Haut. Sie wurde an den Berührungsstellen kalt wie Eis, und Ramdhs Körper überzog sich mit einer Gänsehaut.

Er schrie gellend auf. Etwas bohrte sich in seine Stirn, sondierte

tief und erreichte sein Bewußtsein.

Seine Kopfhaut zog sich zusammen. Ramdh erlebte bei vollem Bewußtsein einen Schmerz, der ihn an die Grenze seiner körperlichen Belastbarkeit brachte.

Die hellen Nebelstreifen, die zwischen ihm und der Energiewand bestanden, verfärbten sich, wurden grün und schwarz, rot und orange, gelb und violett. Die Farben liefen in dicht beieinanderliegenden Streifen in die helle Wand hinein und bildeten rasch farbige Flächen, die sich belebten wie Fernsehbilder.

Tamuur zapfte seinen Bewußtseinsinhalt an!

Fürst Ramdh begriff das Ungeheuerliche und versuchte sich darauf einzustellen. Er konzentrierte sich auf Straßen und bestimmte Plätze in der Antolanierstadt, wo seine Burg stand.

Er wollte die Bilder auf der Energiewand beeinflussen, um Tamuur in die Irre zu führen.

Straßenzüge und Laternen gab es, Menschen zeigten sich, die sich in die Arme fielen.

Glückliche Menschen, die froh waren, daß das Unheil nun vorüber war, daß sie wieder im Vollbesitz ihrer geistigen und körperlichen Kräfte waren, daß der Totenkopfmond in Antolanien nicht mehr schien. Die Straßen, Plätze und Häuser waren wieder so wie früher und hatten nicht mehr die Form und Farbe bleicher Knochen. Auch die Pflanzen wuchsen wieder normal, die Tiere, von denen es nur vereinzelt welche gab, tauchten auf und waren mit Pelz und Federkleid versehen. Die Zeit der Knochenmonster in Antolanien war vorüber.

»Nein, das ist sie nicht. Das ist nur eine Episode«, sagte Tamuur rauh. »Die Zeit wird wiederkommen. Und die Bilder, die du vorschickst, sind schwach und dünn und wirken nicht überzeugend. Das Wahre, das in deinem Bewußtsein verborgen liegt, Fürst Ramdh, wird an die Oberfläche kommen und mir – und auch dir – genau zeigen, was du wirklich weißt, was deine Augen gesehen haben, was du wahrgenommen hast.«

Und genauso geschah es.

Die Bilder veränderten sich. Gegen Ramdhs Willen.

Die magischen Kräfte, die der Scharlachrote in sein Gehirn fließen ließ, konnte er nicht zurückdrängen.

Eben noch zeigten sich vertraute Straßenzüge und Plätze und die kleinen verträumten Gärten in seiner Burg – jetzt verwischten diese Bilder, und auf der fahlen, pulsierenden Wand erschienen Szenen, die er am liebsten weit von sich weisen wollte. Aber um so intensiver zeigten sich die Farben und Formen.

Da war die fensterlose Halle. Er und Rani Mahay standen darin, hielten Fackeln in der Hand und suchten die Wände und Säulen ab.

Jede Einzelheit dessen, was passiert war, zeigte sich auf der hellen Wand vor ihm.

Sein Atem flog und Schweiß perlte auf der Stirn. Fürst Ramdh bemühte sich verzweifelt, die Bilder undeutlich zu machen, andere Gedanken in den Vordergrund zu schieben. Aber das ging nicht!

Der ganze Vorgang wiederholte sich außerhalb seines Bewußtseins, wie er sich tatsächlich zugetragen hatte.

Er wurde Zeuge der Dinge, die sich vorhin so schnell abspielten, daß er ihnen kaum hatte folgen können. Nun erlebte er die Ereignisse wie als Zuschauer auf einer Kinoleinwand.

Rani Mahay entdeckte sein Spiegelbild, das sich anders bewegte als er.

Er ging darauf zu – und es kam zur Verschmelzung zwischen ihm und seinem Spiegelbild. Für die Länge eines Atemzugs war die Wand nicht mehr massiv, sondern weich wie Watte.

Da fiel er hinein, verschwand, und die Watte wurde wieder Stein und Rani Mahay tauchte ein in eine Welt ohne Namen.

Die Bilder auf der Energiewand, auf die Ramdhs Bewußtseinsinhalt projiziert wurde, zerflossen und überschlugen sich.

Ramdh wand sich vor Schmerzen, seine Muskeln waren bretthart, und die gesamte Mimik zeugte von der Qual, die er erdulden mußte. Da kam nichts mehr, was die Sonden hätten finden können.

Leere…

Die fingerdicken Streifen glitten aus seiner Stirn, das Feld vor ihm verfärbte sich in ein dunkles, unheimliches Blau.

Dahinter zeichneten sich schemenhaft die Umrisse des Magiers ab.

»Caloton!« hörte Ramdh wie aus weiter Ferne die Stimme des Scharlachroten. Sie klang verwundert, irritiert… »Er hat den Weg zu ihm gefunden…«

Tamuur sagte noch mehr. Aber das hörte Fürst Ramdh nicht mehr.

Dies alles war zuviel gewesen für ihn. Sein Hirn verkraftete den Eingriff nicht, den Tamuur vorgenommen hatte.

Der Antolanier-Mann brach auf der Stelle zusammen.

*

»Caloton?« fragte an einem anderen, fernen Ort in diesem Moment Rani Mahay. »Ich verstehe deinen Namen, aber ich begreife nicht, wer du bist und woher du kommst. Wie komme ich hierher – und was hat das alles zu bedeuten?«

Mahay war einzige gespannte Aufmerksamkeit.

Sein Blick nahm jede Einzelheit dieser seltsamen Umgebung auf.

Der Koloß von Bhutan entdeckte erst jetzt, daß Calotons Kopf nicht unmittelbar auf dem großen Kegelstumpf saß, sondern etwas darüber

schwebte. Der ganze Kopf war eingehüllt von einer durchsichtigen Membran, die sich in einer ständigen vibrierenden Bewegung befand.

»Ich bin erwacht, nach langem, unendlich langem Schlaf. Dir muß ich mein Erwachen zu verdanken haben, Fremdling aus Xantilon.«

»Aus – Xantilon?« echote Mahay. »Das muß eine Verwechslung sein.«

Oder doch nicht? Wie kam es, daß dieser Kopf unter der schützenden Membran etwas über Xantilon wußte? In gewissem Sinn hatte er, Mahay, etwas mit Xantilon zu tun… Seine Vorfahren hatten die chaotischen Ereignisse einst überstanden und waren auf das Festland geflohen. Dort hatten sie sich im Lauf von Jahrhunderten mit den Ureinwohnern vermischt. Erst rund zwanzigtausend Jahre später machte die Stimme des Blutes der alten Rasse sich wieder bemerkbar. Das Blut derer, die damals aus Xantilon kamen, hatte sich in selten reiner Form von Generation zu Generation weitervererbt.

»Nein, es ist keine Verwechslung. Ich weiß es«, erhielt er zur Antwort. Und die klang bestimmt.

»Und woher weißt du das? Was macht dich so sicher?«

»Ich weiß es einfach. Das kann man nicht begründen. – Das wirst du nicht verstehen, du wirst vielleicht vieles von dem nicht verstehen, was ich dir nun sagen werden. Aber es ist einfach notwendig, daß du es erfährst, damit du versuchst, dir ein Bild zu machen von der Situation, in der du dich befindest. Denn die Gesetzmäßigkeit, die zu meinem Erwachen geführt hat – muß in Zusammenhang stehen mit Tamuur, dem Magier…«

Mahays Augen verengten sich.

Caloton, der Körperlose, schien einen feinen Instinkt zu haben für Stimmungen und Gefühle und schien zu ahnen, was jetzt in dem Inder vorging.

»Die Verbindung ist nicht freundschaftlich«, reagierte er sofort. »Ich habe ihm – meinen Aufenthalt hier zu verdanken. Der geht nun zu Ende. Offenbar durch dich. Wofür ich dir danke. Es muß dir gelungen sein, etwas zu bewirken, das den Bann unterbrochen hat. – Meine Existenz begann auf der Welt der Orlos. Die mag dir kein Begriff sein. Nun, das macht nichts. Ich bin ein Orlo, ein Wanderer zwischen den Sternen. Urzeiten ist es her, seitdem die Wissenschaftler mich schufen. Insgesamt fünf Wanderer erweckten sie zum Leben und bewiesen, daß der Geist alles ist, nicht der Körper. Fünf Wanderer hatten die Chance, Orlo zu verlassen. Orlo ist der fünfte Planet einer Sonne, die wir Altenja nennen. Seit Anbeginn der Zeiten träumte unser Volk davon, das All zu erobern. Die Weite der Sterne lockte uns. Die technischen Möglichkeiten reichten nicht aus, den Wunsch realisierbar werden zu lassen. Aber eben dieser übermächtige Wunsch änderte im Verlauf von Jahrhunderttausenden biologische Abläufe. Wie sich ein

Organismus nach und nach an neue Lebensbedingungen gewöhnt, so änderte der Organismus der Orlos sich. Bei dem einen stärker – bei dem anderen schwächer. Die Wissenschaftler entstanden zuerst. Sie experimentierten mit den Genen und fanden heraus, daß bestimmte körperliche Abläufe jederzeit steuerbar und veränderbar waren. In einer langen Versuchsreihe blieben fünf bereitwillige Orloer übrig, bei denen gewissermaßen eine körperliche Rückentwicklung schon in hohem Grad eingesetzt hatte. Unsere Körper waren unnatürlich klein geblieben, die Gliedmaßen verkümmert. Wir konnten uns nicht alleine bewegen, nicht allein die viel zu winzigen Arme und Hände zum Mund führen, um uns zu ernähren. Die Untersuchungen ergaben, daß wir auf eine Ernährung durch unsere Hände auch gar nicht angewiesen waren. Wir ernährten uns trotz alledem – durch unseren Geist. Um unsere – im Verhältnis zum Körper gesehen – viel zu großen Köpfe existierte zunächst nur durch Meßinstrumente nachweisbar eine hauchdünne Membran, durch die wir das Sonnenlicht filterten, wo wir Feuchtigkeit sammelten. Mit Hilfe der Sonnenstrahlen, auf die wir in hohem Maß angewiesen waren, wie sich erst später herausstellte, erzeugten wir in Verbindung mit der zuvor angesammelten Feuchtigkeit lebenswichtige Stoffe. Wir wandelten Zucker in Stärke um und trieben eine Art Fotosynthese.

Wir konnten leben, ohne zu essen. Wir bedurften auch unserer Körper nicht. Wir brauchten keine Organe wie Magen, Nieren, Leber. Unsere Körper verkümmerten weiter, unser Hirn allein gedieh und die Membran, die uns schützend umschloß. Unsere Körper faulten im wahrsten Sinne des Wortes ab. Ehe es jedoch so weit war, entschlossen die Wissenschaftler sich, die nutzlosen Leiber zu amputieren.

Der Kranz der ernährenden Membran schloß sich nach der Abnahme der Körper und hüllte den übrig gebliebenen Kopf völlig ein.

Bis zu diesem Zeitpunkt jedoch war bereits eine weitere Erkenntnis gesichert, aus der sich ableiten ließ, daß die Natur ein ganz bewußtes Experiment mit uns getrieben hatte, daß wir keine hilflosen Krüppel waren: unsere geistigen Fähigkeiten lagen weit über denen anderer, gleichaltriger Orlos. Wir konnten durch reine Gedankenkraft Gegenstände von einem Ort zum anderen transferieren. Andere bedurften dazu ihrer Beine. Die aber hatten wir ja nicht, die Natur selbst hatte uns dieser Möglichkeit beraubt, aber dafür dankenswerterweise einen anderen Weg eröffnet.

Wir konnten noch viel mehr. Das stellte sich nach der Operation heraus.

Die Schwerkraft hatte keine Bedeutung mehr für uns. Wir konnten unsere Köpfe an jeden beliebigen Ort bringen, wir konnten durch die Luft gleiten, besser und lautloser als ein Vogel.

Für unsere Zeitgenossen waren wir keine abstrusen Ungeheuer,

keine Krüppel. Auf Planet fünf der Sonne Altenja hatte die Natur selbst zu experimentieren begonnen, um unseren außergewöhnlich starken Wunsch nach kosmischer Freiheit zu erfüllen.

Jene vier Orloer und ich waren so etwas, wie die Wesen einer neuen Zeit, wir waren gewissermaßen ›Weltraumkinder‹, eine geschlechtlose, besonders geartete Gattung, die sich nicht vermehren konnte, die die Natur schuf, um das große, ersehnte Ziel zu erreichen.

Dann kam die große Stunde der Weltraumkinder. An fünf verschiedenen Orten von Altenja Fünf wurden die ›Weltraumkinder‹ als Boten dieser Welt entlassen. Sehnsüchtige Gedanken begleiteten sie. Und die Hoffnung, daß alle, mit reichem Wissen beladen, recht bald zurückkämen.

Ich, Caloton, einer der Körperlosen, stieg auf in der Ebene von Fschonth. Die riesigen violetten und orangefarbenen Blumenbeete lagen unter mir wie ein Blütenmeer, das kleiner wurde und immer mehr zurückfiel, je höher ich enteilte.

Zum ersten Mal genoß ich eine Freiheit, von der ich bisher nur hatte träumen können! Es war alles viel leichter und einfacher als auf Altenja Fünf, wo die Schwerkraft und die dichte Lufthülle uns stets kränklich und hinfällig hatte erscheinen lassen. Je dünner die Luft wurde, desto wohler fühlte ich mich.

Ich konnte die Lufthülle verlassen und hinausgleiten in den freien, schwerelosen Raum. Die Unendlichkeit des Alls in ihrer unbeschreiblichen Einsamkeit und Großartigkeit war mein Zuhause. Ja, mein Zuhause… hier ging es mir gut, hier funktionierte die Fotosynthese noch besser als auf Altenja Fünf. Fremde Sterne, Myriaden und Myriaden lagen vor mir… hinter mir, unter und über mir… Die Natur hatte es großartig eingerichtet, und die vorausahnenden Wissenschaftler hatten ihren Teil dazu beigetragen, das Werk der Natur noch zu beschleunigen.

Unsere Existenz im freien Raum, unsere Erkenntnisse, auf die die Daheimgebliebenen warteten und hofften, würden uns alle weiterbringen.

So zog ich davon in die Tiefe, ein winziges Staubkorn zwischen den Weltenkörpern, in der äußeren Form einem Planeten ähnlich, zog ich meine Bahn in den Kosmos hinein.

Ich hatte kein bestimmtes Ziel. Ich mußte meine neue Heimat erst kennenlernen, mich mit ihr vertraut machen… Ich konnte es nicht fassen. Ich lebte ohne Sauerstoff. Ich produzierte durch die Fotosynthese Sauerstoff um mich herum, den ich abgab an den freien Raum. Ein Hauch dieses Sauerstoffs aber begleitete mich stets wie ein Mikroplanet, der seine eigene Schwerkraft hatte.

Überall sah ich mich um. Ich suchte fremde Planeten auf, die so bizarr und seltsam waren, daß es keine Worte dafür gibt, sie

überhaupt zu beschreiben. Ich umkreiste ferne und fernste Sonnen und machte auf zerklüfteten Satelliten Station, um auch hier zu lernen. Ein Lernprozeß war meine Wanderschaft als Wanderer durch das All.

Ich begriff alles. Eines baute sich auf das andere auf.

Dinge, die mir bisher fremd und seltsam erschienen oder unbegreiflich… wurden für mich selbstverständlich.

Hier, im All, das mein wahres Zuhause war, das mich wachsen ließ, machte ich Erfahrungen, die ich bisher nicht kannte.

Dabei stellte ich zu meiner Überraschung fest, daß meine Auffassungsgabe und mein Verständnis sich potenzierten. Mein Intelligenzquotient mußte weit über dem liegen, den ich gehabt hatte, ehe ich von Altenja Fünf mich löste.

Ich lernte viele fremde Sprachen, sah viele Welten, beobachtete Kriege und stellte fest, daß ganze Völker ausgerottet wurden. Ich wurde auch Zeuge der Vorgänge auf Xantilon, der Intrigen… meine Kenntnisse von den einzelnen Rassen könnten die Bände ganzer Bibliotheken bilden…«

Rani Mahay schluckte.

Was für eine Begegnung!

Er hatte schon viele seltsame und großartige Abenteuer erlebt und war mit rätselhaftesten Wesen zusammengekommen, aber dies war ein Höhepunkt!

Er stand einem Geschöpf gegenüber, das menschlich war, das menschlichen Geist besaß und das seit Urzeiten durch den Kosmos streifte. Ein Geschöpf des Weltalls.

Die Evolution und die glückliche Hand begnadeter Wissenschaftler hatte einem Wesen das Leben ermöglicht, das unter normalen Bedingungen auf der Welt seiner Geburt zugrunde gegangen wäre.

Caloton war nicht nur ein Körperloser, er war so etwas wie ein Unsterblicher. Wenn er die Zeit Xantilons erlebt hatte, wenn er sich an jede Lebensform des Kosmos erinnerte, der er begegnet war und instinktiv sofort die Ausstrahlung des Blutes seines Gegenüber registrierte, dann gehörte Caloton zu den ungeheuerlichsten Lebensformen, denen Rani Mahay jemals begegnet war.

»Ich kehrte eines Tages zurück nach Altenja Fünf, wie das verabredet war. Das heißt: ich wollte zurückkehren. Wie lange ich unterwegs gewesen war, das kann ich nicht mehr sagen. Was ist Zeit? Wer im Kosmos lebt, wem die Weite der Unendlichkeit gehört, der rechnet nicht mehr mit den herkömmlichen Begriffen. Auf Altenja Fünf wäre ich siebenhundert Altenja-Jahre alt geworden. Ich war schon mindestens tausendmal so alt, ohne wirklich älter geworden zu sein. Alt und reif war mein Geist geworden, das bißchen Körper, das ich zur Aufrechterhaltung der geistigen Abläufe benötigte, hatte sich kaum verändert. Auch das war eine Erfahrung, die ich als

Weltraumgeschöpf machte: Unter der Membran war ich abgeschirmt, waren alle Körperabläufe hier im Weltall auf ein Minimum herabgesetzt, wogegen die geistigen Reaktionen mit einer erschreckenden, computerhaften Schnelligkeit erfolgten.

Zu den vielen Erfahrungen, die ich machte, kam eine hinzu, die ich ebensowenig vergessen kann: Die Rückkehr nach Altenja Fünf, von der ich dir berichten wollte.

Ich erreichte die Umlaufbahn – aber ich fand die Welt nicht mehr, die ich einst verlassen hatte. Altenja Fünf – existierte nicht mehr!

Übriggeblieben waren einige Meteoriten, die sich in der Umlaufbahn befanden. Eine kosmische Katastrophe ungeheuren Ausmaßes mußte Altenja Fünf ausgelöscht haben… Seither mußten Jahrtausende vergangen sein, ohne daß ich es bemerkt hatte!«

*

Rani Mahays Gedanken drehten sich wie ein Karussell in seinem Kopf.

Was er hier erfuhr, sprengte die Grenzen alles bisher Dagewesenen.

Ein Wesen von einem anderen Stern… ein Wesen, das fast nur aus Hirn bestand, trug das Wissen von kosmischem Ausmaß in sich! Dieses Wissen, das Hunderte, Tausende von Welten umspannte… dieses Wissen aus vielen Zeiträumen, in denen Generationen vergangen waren konnte von allerhöchster Bedeutung sein auch für die Ereignisse, die sich hier auf einer Welt in einer anderen Dimension abgespielt hatten.

Wenn Caloton schon so alt war, wie er annahm, wie er behauptete, dann wußte er um die Dinge, die in der Vergangenheit zum Untergang Xantilons führten, dann kannte er möglicherweise den »Toten Gott«, Molochos, Rha-Ta-N'my…

Und dann kam, worauf er gewartet hatte.

Caloton erwähnte diese Namen!

»… ich habe viel Unheil gesehen, viele Intrigen… ich erfuhr von Geschöpfen aus einer gefährlichen geistigen Welt, aus einem Universum, das auch ich noch nicht gesehen hatte, und ich machte mich auf die Suche nach diesen Geschöpfen… ich habe auch einige gefunden… die Spuren Molochos, die Rha-Ta-N'mys, die überall in diesem Kosmos vorhanden sind… mehr als ein Xantilon ging unter, weil die Menschen sich verblenden ließen… mehr als ein Xantilon wird es auch in Zukunft noch geben… Aber davon wollte ich nicht zu dir sprechen… du mußt erfahren, wie es dazu kam, daß ich in dieser magischen Wolke in Gefangenschaft geriet. Ja, auch die Magie lernte ich kennen, ihre beiden Pole… die schwarze und die weiße… die Hilfe, die auf den guten Gedanken zurückgeht, die Gefahr, die durch

die Beschwörung finsterer Gewalten wie ein vernichtendes Gewitter heraufzieht… Tamuur gehört dazu. Auf meinem Weg durch das All streifte ich seine Welt… im Augenblick seiner Geburt. Molochos befand sich auf dem Totenkopfmond, als der Körper der Inoshtar die feurigen Fluten über den schwarzen Altar spülte.

Tamuur ist aus Inoshtars Leib entstanden. Feuriges Gestein wurde durch Molochos mit Leben erfüllt. Tamuur war ein Stein… und wurde Tamuur. Und ich war Zeuge des Geburtsaktes. Das wurde mir zum Verhängnis. Tamuur entdeckte mich, und ich reagierte zu spät. Ich war sein erstes Opfer. Am Beginn seiner Magie war er noch klein. Er konnte mich nicht töten. Er konnte mich in einer magischen Wolke einschließen und endlosen Schlaf auf mich herabwünschen. Er hat mich eingesperrt – und in dem Magier-Gefängnis vergessen.

Aber ein Schlaf währt nicht ewig.

Irgendein unerklärlicher Vorgang, durch dich ausgelöst, hat das magische Gefängnis in Erschütterung versetzt. Die Wände ringsum lösen sich auf… merkst du es nicht?«

Mahays Blicke gingen in die Runde. Jetzt, da Caloton es erwähnte, sah auch er es.

Es stimmte.

Die dunkele, wattige Masse war luftiger und lockerer geworden und flockte aus. Es schien, als ob eine geheimnisvolle Säure die Materie ringsum zerfresse.

Hinter den dünner werdenden Wänden – schimmerten und glitzerten winzige Punkte. Ferne und fernste Sterne, kosmische Weltenkörper…

»Ich habe Jahrtausende geschlafen«, fuhr Caloton fort. »Aber im Schlaf träumt man manchmal, ich habe oft geträumt. Im Schlaf auch löst man oft Probleme… ich habe manches von dem gelernt, was ich gesehen habe. Im Schlaf habe ich es verarbeitet. Du bist nicht freiwillig hier. Ich habe – es bewirkt. Die magische Materiewolke, die Leben einschließt und nur auf die Welt bringen kann, die Tamuur mit Leib und Seele beherrscht, weil er selbst ein Teil dieser Welt ist, wurde von meinen erwachenden Gedanken wahrgenommen und angezapft. Die Kraft, die noch in Tamuurs Herrschaftsbereich nachwirkte, habe ich für mich genutzt. Ich fühlte die Nähe eines Xantiloners, ließ sein Spiegelbild entstehen, um ihn neugierig zu machen, und bewirkte so seine Ankunft in meinem Gefängnis, das nun bald kein Gefängnis mehr ist. Ich wollte dich sehen und dir meinen Dank aussprechen…«

»Aber ich habe nichts getan. Es ist ein Zufall. Ich war auf der Suche nach Tamuur, dem Scharlachroten…«

»Daß du hier bist, das hast du nicht bewirkt. Daß Tamuur fliehen mußte, ist dein Verdienst. Du suchst Tamuur… du weißt, wo er ist?«

»Auf dem Totenkopfmond.«

»Dort sammelt er neue Kräfte…«

»Genau das aber wollte ich verhindern, sonst wird das, was bisher geschehen ist, umsonst gewesen sein.«

Caloton musterte ihn aus winzigen Augen. »Ich bin gleich völlig frei, ein Zeichen dafür, daß Tamuur noch nicht erkannt hat, wie sich seine Niederlage auf meine Gebundenheit auswirkt. Aber schnell kann etwas geschehen, das uns beide in neue Gefahr bringt. Ich glaube, Tamuurs Wesensart erkannt zu haben. Wenn ich das Problem richtig gelöst habe, dann ist er zur Regeneration auf der Welt, die du als Totenkopfmond bezeichnest, gezwungen. Wie lange diese Regeneration dauert, vermag ich nicht abzuschätzen. Und nachsehen kann ich nicht, kannst du nicht… das kann möglicherweise der erste und gleichzeitig auch der letzte Versuch sein. Gegner holt Tamuur auf den Totenkopfmond, denn das ist sein Sold an Molochos, der sein Herr ist… du bist ein Gegner… er wird dich holen.«

Mahay schluckte. Es war erschreckend, mit welcher Klarheit Calotons Gedankengänge erfolgten. Aus dem, was Mahay nur angedeutet hatte, aus dem, was Caloton selbst wußte, zog er prompt die richtigen Schlüsse, als gäbe es überhaupt keinen anderen Weg.

»Ich aber wollte ihm zuvorkommen«, murmelte der Inder.

»Das ist eine richtige Überlegung. Aber du weißt nicht, wie du dorthin kommen sollst, wohin er sich zurückgezogen hat.«

»So ist es.«

»Nichts leichter als das…« Der kleine Mund Calotons verzog sieht. Er sah jetzt beinahe verschmitzt aus. Der ovale kahle Kopf mit der gewaltigen Hirnmasse erhob sich schwebend von dem Kegelstumpf, der zu wackeln begann und ebenfalls wie die Wände ringsum an Substanz verloren hatte.

Caloton schwebte vor Mahay auf Augenhöhe. Die Energiemembran, durch die er Sonnenlicht und Feuchtigkeit aufnahm, um sich zu ernähren, war nur geringfügig heller als sein Gesicht.

»Es ist relativ bescheiden, was ich für dich tun kann im Verhältnis zu dem, was du für mich getan hast«, fuhr Caloton fort. »Ich habe etwas von Tamuur gelernt: den Einsatz seiner magischen Wolken. Ich könnte dich auf die Totenkopfwelt schmuggeln, ohne daß er es merkt…«

»Das wäre großartig!«

»Vorausgesetzt, daß er noch nichts von unserer Begegnung ahnt«, dämpfte Caloton Rani Mahays Begeisterung. »Leb wohl! Mann aus Xantilon… ich kann nicht bleiben. Meine lange Wanderschaft geht weiter. Sie war lange Zeit unterbrochen, ohne daß ich etwas daran ändern konnte. Tamuur hat mich gehindert, hat meinen Schlaf herbeigeführt… nun aber bin ich wieder frei… frei… hinaus in den Kosmos, kann meine Reise fortsetzen auf der Suche nach

Überlebenden Altenjas Fünf, auf der Suche nach den vier anderen ›Weltraumkindern‹, die wie ich die Ewigkeit durchforschen.«

Die Kegelstümpfe schrumpften lautlos und verschmolzen wie grauer, schmutziger Schnee. Die Wände rundum verliefen wie flüssiges Wachs.

Über Mahay bildete sich wie ein Sack eine schwarze Wolke.

Calotons Magie – ähnelte Tamuurs Magie. Nur mit dem Unterschied, daß sie nichts Böses bewirkte, daß sie ihm helfen sollte.

Es fauchte. Ein heftiger Windstoß. Mahay wurde der Boden unter den Füßen weggerissen. Das magische Gefängnis löste sich auf. Die Tiefe des Alls schimmerte durch das sackartige Gebilde, wie er es bei Tamuur wahrgenommen hatte, als der mit Aleana das Weite suchte.

Dann war es schon passiert.

Die magische Wolke verdunstete. Die Umgebung war eine andere.

Steiniger, felsiger Boden, eine bizarre felsige Umwelt… hohe, zerklüftete, nadelspitze Felsen, Vulkankegel ringsum… eine triste, verlorene einsame Mondwelt.

Winzige Sterne am Himmel. Nur vereinzelt. Dafür um so größer der riesige Ball des Totenkopfmondes – über ihm?

Rani Mahay erschrak.

Aber er sollte doch auf diesem Mond sein, wo Tamuur jetzt sein mußte.

Eine Sekunde lang war er ratlos.

Da war etwas schiefgegangen, da stimmte etwas nicht! Zu diesem Zeitpunkt wußte er noch nichts von den wirklichen Zusammenhängen, daß der Mond, auf dem er angekommen war, als Spiegelbild genau über ihm hing!

Er kam auch gar nicht mehr dazu, sich um die Einzelheiten Gedanken zu machen.

»Aaaah! Hilfe, Hilllfeee!« gellte der markerschütternde Schrei durch die Einsamkeit dieser Mondwelt.

Eine Frau?

Aleana?

Er warf den Kopf herum.

Nein, das war nicht Aleana, die in panischem Entsetzen zwischen den zerklüfteten Felsen und Vulkankegeln auftauchte und direkt auf ihn zurannte.

Die Frau war blond und gut gewachsen, von üppiger Gestalt und noch sehr jung…

Eine Menschenfrau?

Und sie wurde verfolgt von zwei fahlen, klappernden Skeletten, deren Schädel grinsende Verkleinerungen jener Gigantenausgabe am nächtlichen Himmel waren.

*

Im besten Hotelviertel der Stadt lag das »Baldwin«. Hier hielt sich seit fünf Tagen ein Mann namens Dr. Thorwald Belman auf. Belman war Chirurg und stammte aus Olso.

Seit Wochen erlebte Belman Dinge, die sich nicht mehr mit normalen Vorgängen und Gesetzmäßigkeiten erklären ließen. Angefangen hatte das mit der Operation an Anka Sörgensen, jener charmanten, jungen Frau, die in Finnland so etwas wie ein Fernsehstar war.

Thorwald Belman hatte sich in Anka verliebt und war hineingezogen worden in die übersinnlichen Ereignisse, die sich um und mit Anka abspielten.

Vor fünf Tagen hatten die Vorgänge um die junge Frau einen Höhepunkt erreicht. Sie war plötzlich nach London gereist, weil sie in einem Helltraum Tina Marino wahrgenommen hatte, die ähnlich veranlagt war wie sie, und Feinde in ihrer wirklichen Gestalt sah.

Anka Sörgensen und Tina Marino hatten ihre gemeinsamen Anlagen entdeckt und festgestellt, daß sie gemeinsam doppelt so stark waren und Fähigkeiten entwickeln konnten, zu denen sie als Einzelpersonen kaum imstande waren.

Ihre Hellsichtigkeit hatte die »Graue« entlarvt. Eine merkwürdige Person aus einem jenseitigen Reich, die Anka mehrere Male nach dem Leben trachtete.

Anka und Tina hatten sich vorgenommen, das Geheimnis der grauhaarigen Frau mit den bösen Augen zu lüften.

Sie waren beide dicht davor gewesen. Bei ihrem unangemeldeten Besuch in der Wohnung des Portiers James Donelly, den Anka und Tina als Knochenmann aus einer anderen Welt erkannt hatten, nahm das Schicksal seinen Lauf.

Während ihres Aufenthaltes in der Wohnung von James Donelly hatte Maletta sich zu erkennen gegeben, und es war zu einem schrecklichen Vorfall gekommen. Anka und Tina hielten sich noch in der Wohnung auf, als im Haus plötzlich ein Großfeuer ausbrach. Niemand überstand die Katastrophe.

Thorwald Belman, der seit jener Stunde in engem Kontakt mit der Polizei stand, hatte erfahren müssen, daß das Feuer im Haus in der Kingsroad an mehreren Stellen explosionsartig zur gleichen Zeit ausgebrochen war.

Die Brandursache hatte bis zur Stunde nicht geklärt werden können.

Entsetzt von dem Gedanken, Anka verloren zu haben, war er spät in der Nacht erst in das Baldwin-Hotel zurückgekehrt. Und dort fand er einen Brief – geschrieben von Anka, erst wenige Stunden alt.

Abgefaßt – nach ihrem Tod! Das kam eindeutig aus den Zeilen zum Ausdruck.

Ihr und Tina war offenbar mit Hilfe ihrer übersinnlichen Fähigkeiten die Flucht aus dem brennenden Haus gelungen. Sie hatten sich versteckt – vor dem Grauen und vor ihren Helfern, die Anka und Tina nach dem Leben trachteten, weil diese beiden Frauen in ihrer Gemeinsamkeit eine Gefahr für die Mächte darstellten, deren Existenz von so vielen Menschen bestritten wurde. Auch Belman hatte nie an diese Macht geglaubt, doch er konnte schließlich seine Augen nicht mehr vor den Tatsachen verschließen, die ihn praktisch auf Schritt und Tritt verfolgten.

Die letzten fünf Tage kamen ihm vor wie eine Ewigkeit. Er verbrachte die Stunden mit Warten, Lesen und Radio hören.

Er hoffte, aus der Presse irgendwelche Neuigkeiten zu erfahren.

Auch an diesem Morgen holte er sich gleich nach dem Aufwachen die neueste Ausgabe der »Times« auf sein Zimmer.

Was dort als Schlagzeile in seine Augen sprang, ließ ihn das Atmen vergessen.

**»Rätselhafte Brandkatastrophe fordert sieben Menschenleben«**

Geschildert wurde der Niedergang der ›Wooden-Cottage-Inn‹, etwa zehn Meilen von Durham entfernt.

Das Gashaus war in den frühen Morgenstunden von einem zufällig vorbeifahrenden Autofahrer abgebrannt entdeckt worden, der sofort die Polizei verständigte.

Bis zu diesem Zeitpunkt entdeckte man auf der Strecke nach Durham einen ausgebrannten Wagen. Es handelte sich um das Fahrzeug eines gewissen Hal Fisher aus Glasgow.

Fisher war in der Nacht noch ein letztes Mal in Glasgow gesehen worden.

In Zusammenhang mit dem verschwundenen Taxifahrer, der nachweislich nicht in seinem Fahrzeug umgekommen war, suchte die Polizei einen Mann namens Sam O’Nail aus der Ortschaft Durham.

Auch O’Nail war überfällig.

Seine Frau kannte seine Sauftouren, die er von Fall zu Fall unternahm. Aber bisher war es stets so gewesen, daß er spätestens im Morgengrauen wieder aufkreuzte. Das war diesmal nicht geschehen.

Bestand zwischen dem verschwundenen Taxifahrer und Sam O’Nail ein Zusammenhang? Gab es auch einen Zusammenhang zu den Ereignissen im ›Wooden-Cottage-Inn‹?

Die Dinge waren äußerst rätselhaft.

Es kam ein weiteres hinzu.

Das Auto eines Mannes aus Inverness und der Fahrer waren in dieser Nacht ebenfalls nicht zurückgekehrt.

In der letzten Nacht schienen sich die seltsamen, unerklärlichen

Vorkommnisse rund um Durham förmlich gejagt zu haben.

Die Polizei kam nicht weiter. Sie bat um Hinweise aus der Bevölkerung.

Der Feuersturm, bei dem nichts übrig geblieben war, erinnerte Thorwald Belman lebhaft an den Vorfall vor einer Woche in der Kingsroad. Das Werk finsterer Mächte?! Für ihn gab es praktisch keinen Zweifel. Aber das Ganze musste einen Sinn ergeben.

Unruhe erfüllte ihn. Und Angst. Er wurde den Gedanken nicht los, daß möglicherweise seine geliebte Anka und Tina Marino hiermit zu tun hatten.

Waren die finsteren Mächte, an deren Spitze die rätselhafte Graue, auf die Spur der beiden jungen Frauen aufmerksam geworden? War diesmal gelungen, was im Haus in der Kingsroad fehlschlug?

Die radikale Vernichtung aller Anwesenden in der ›Wooden-Cottage-Inn‹, die total ausgebrannten Autowracks, das Verschwinden von Hal Fisher, Sam O'Nail und des Mannes aus Inverness, die möglicherweise Zeugen des Auftauchens unheimlicher Feinde geworden waren, hatten die Nacht nicht überleben dürfen. Zeugen konnten sich diejenigen, die Anke und Tina erkannt hatten, nicht erlauben.

Belman las den Bericht ein zweites Mal. Diesmal kam er damit nicht bis zum Ende.

Das Telefon schlug an.

Er hob beim zweiten Klingelzeichen ab und meldete sich.

»Thor, Geliebter«, sagte eine vertraute Stimme an anderen Ende der Strippe.

»Anka!« entfuhr es ihm. »Endlich!« Er konnte es nicht fassen und hoffte, daß seine überstrapazierten Sinne ihm keinen Streich spielten. »Ich habe so sehr auf ein Lebenszeichen von dir gewartet.«

»Ich habe dir dieses Lebenszeichen unmittelbar nach dem Vorfall gegeben, Thor.«

»Das ist fünf Tage her. Eine Ewigkeit, Anka. Anka! Du lebst! Wie schön ist es, deine Stimme zu hören. Können wir uns sehen – können wir uns endlich sehen?«

»Wir können, nein, wir müssen, Thor. Wir – Tina und ich – wir benötigen die Hilfe eines Freundes. Können wir auf dich zählen, Thor?«

»Was für eine Frage, Anka, ich…«

»Du würdest alles für mich tun, ich weiß. Du würdest für mich dein Leben wagen.«

»Du sagst es.«

»Ich hätte gehofft, nie mit einer solchen Bitte an dich herantreten zu müssen, Thor. Aber es ist so: Es kann um dein Leben gehen, wenn wir auch nur den geringsten Fehler machen. Es geht um die ›Graue‹,

die mein Leben bedroht, seitdem ich die Operation heil überstanden habe. Aber es geht nicht nur um mein Leben. Es geht um das Leben vieler anderer unschuldiger Menschen… ich werde dir alles erklären. Aber nicht hier am Telefon.«

»Wo kann ich dich treffen, Anka?«

Seine Stimme klang belegt. Er konnte nicht fassen, daß dieser langersehnte Moment nun endlich Wirklichkeit wurde.

»Überall in London, überall, wo du willst.«

»Wo du willst, Anka.«

»Jeder Treffpunkt ist gleich günstig und gleich gefährlich, da es uns bis zur Stunde nicht gelungen ist, herauszufinden, auf welche Weise sie in den Besitz ihrer Informationen kommen. Sie verfügen hier auf dieser Seite der Welt entweder über einen besonderen, ortenden Sinn oder sie verfügen über ein derart dichtes Netz von Spionen, wie wir uns das nicht vorstellen können. – Es kann ein einsamer Ort sein, es kann ein belebter sein. Es bleibt sich, wie gesagt, im Prinzip gleich. Im Hotel möchte ich mich nicht sehen lassen. Auch das könnte ich. Treffen wir uns am Nelson Denkmal, Thor, einverstanden? Von dort aus können wir gemeinsam in irgendein kleines Restaurant gehen, etwas essen und trinken. Ich hätte Appetit.« Sie lachte leise. »Daran merke ich, daß ich wirklich noch am Leben bin, Thor!«

*

Er ließ sofort ein Taxi kommen und wartete keine Sekunde mehr ab, nachdem sie aufgelegt hatte.

Sie trafen sich am Nelson Denkmal.

Anka Sörgensen lächelte und kam auf ihn zu wie eine Erscheinung aus einer anderen Welt. Er nahm keine Rücksicht auf den Strom der Passanten, der sich durch die Straßen bewegte.

»Anka!«

»Thor!«

Sie fielen sich in die Arme. Er küßte sie auf offener Straße, streichelte immer wieder ihren Kopf, fühlte ihr pochendes Herz an seiner Brust und spürte ihren Atem an seinem Ohr.

»Anka, Liebes! Nun wird alles, alles gut werden.«

»Ich hoffe es«, dämpfte sie seine Freude.

Tina Marino reichte ihm die Hand. Sie lächelte müde, aber glücklich.

Er hakte sich bei beiden Frauen ein. Munter plaudernd gingen sie durch die Straße. Es gab viel zu erzählen. Die Gesichter dieser drei Menschen wirkten nicht ausgeglichen, eher angespannt und ernst.

Auf dem Weg in eines der zahlreichen Wimpy-Restaurants in einer Seitenstraße erfuhr Thorwald Belman, wie Anka und Tina sich aus der

Feuersbrunst in der Kingsroad hatten retten können.

»… im ersten Moment waren wir entsetzt, als wir erkannten, daß Maletta uns in eine Falle gelockt hatte. Als sie und Donelly alias Garp sich in schwarze Vögel verwandelten, um der Feuerhölle zu entkommen, da faßten wir uns bei den Händen. Aus Angst! Beide waren wir in dieser Sekunde nur von einem einzigen Gedanken beseelt: Flucht! Wie konnten wir hier nur entkommen? Aber dieser Gedanke, von einer gewaltigen Intensität getragen, genügte vollauf. Das Feuer konnte uns nichts anhaben, denn wir befanden uns nicht mehr in dem Haus, in dem die ›Graue‹ die Feuerhölle hatte entstehen lassen. Unsere Gedankenkraft versetzte uns einfach an einen anderen, sicheren Ort. Alles, was ich zuvor oft sporadisch und unbewußt unternommen hatte, konnte ich in Verbindung mit Tina nun bewußt vornehmen. Wir machten sofort mehrere Versuche, die alle erfolgreich verliefen. Wir waren imstande, unsere Körper jederzeit und egal wo aufzulösen und an einem anderen Ort neu zu materialisieren.

Wir konnten die Orte je nach Bedarf und Notwendigkeit wechseln. Unsere Flucht aus der Kingsroad endete irgendwo in einer einsamen, windgeschützten Bucht. Ich glaube, wir waren an der Atlantikküste in Frankreich. Von dort aus unternahmen wir in den folgenden Stunden und Tagen mehrere Ausflüge überall hin in die Welt und vor allem auch in jenes Reich, von dem ich dir schon berichtet hatte: ein Ort in einer anderen Dimension.

Ich fing endlich an zu begreifen, was Antolanien ist, was Ullnak, was Gesah und Grehk. Landschaften auf der Welt Maghon. Und aus dieser Welt kommen die Knochenmonster. Maletta, die über zauberkräftige Fähigkeiten verfügt, kann sie von dort aus rufen.«

»Und was wollen diese Wesen hier?« fragte Belman mit belegter Stimme.

»Du hast es mit eigenen Augen erlebt, was mit Tina und mir geschehen sollte: Wir sollten sterben.«

»Aber doch nicht ohne Grund!«

»Nein, das ist richtig. – Ich hatte meine Fähigkeiten entdeckt. Die waren Maletta ein Dorn im Auge. Ich konnte auf diesen Fähigkeiten aufbauen. Gemeinsam mit Tina. Wir sind voneinander in gewissen Sinn bis zu einem gewissen Grad abhängig. Konnte ich allein sporadisch in die Welten hinter den Grenzen der dritten Dimension sowohl mit meinem Geist als auch mit meinem Körper vorstoßen, so beherrschte ich diese Fähigkeit in Perfektion in Gemeinsamkeit mit Tina. Das ließ uns zu einer permanenten Gefahr werden. Von nun an konnten Menschen von dieser Seite der Welt auf die andere und Erfahrungen sammeln, die ihnen möglicherweise nützlich waren beim Bannen der Gefahr, die dort drüben vorbereitet wurde, hier aber ihre Auswirkungen zeigte.

Das Ganze mag sehr verworren klingen. Wir haben auch eine ganze Zeitlang benötigt, um die Zusammenhänge richtig zu klären. Aber wir glauben nun, daß wir das auch geschafft haben.

Du erinnerst dich an den angeblichen Traum, den ich dir erzählte? Ich berichtete von einem Mann namens Rani Mahay?«

»Ja, ich entsinne mich. Er war gefangen in einem Turmverlies, und er bat dich um Hilfe.«

»Genau. Dieser Mann kam von der Erde. Er geriet in die Gefangenschaft des schrecklichen Magiers Tamuur, von dem man nicht weiß, ob er Pflanze, Mensch oder Tier oder alles zusammengenommen ist. Tamuur herrschte in Ullnak. Wir konnten es eindeutig feststellen. Inzwischen gab es dort eine Veränderung. Sie ging von den beiden Amuletten aus, die – seltsamerweise wie Tina und ich – eine Einheit bilden. Einflüsse der weißmagischen Kaste, die einst auf einer in Blüte stehenden Insel namens Xantilon lebte, sind darin gefangen und wirkten sich zugunsten der Verhältnisse auf Ullnak und Antolanien aus. All die vielen Einzelerlebnisse, die ich davor hatte, ergänzen das Bild, Thor.

Danach ist folgendes anzunehmen: Die wunderbare Verheilung meiner Blinddarmnarbe kam zustande, weil ich – ohne es anfangs zu wissen – das Wasser berührte, das in einem fast versiegten See in einer heiligen Tempelstätte in Antolanien existiert. Die Kraft eines Gottes wurde dort bewahrt. Die Antolanier waren einst eine gottesfürchtige Rasse, ehe sie übermütig wurden und sich lossagten, um anderen Göttern zu dienen. An Stelle ihres Eingottes setzten sie die Kräfte des Totenkopfmondes, die Gestalt des Dämonenfürsten Molochos und vor allem die Dämonengöttin Rha-Ta-N'my. Dies führte dazu, daß sie sich völlig zurückzogen von der Kraft, die ihr Leben einst reich und glücklich machte. Mit dem Sinken des Pegelstandes in diesem gewissermaßen heiligen See inmitten der unterirdischen Tempelstadt Antolaniens wuchs die magische Kraft Tamuurs über dieses Volk mehr und mehr. Es war nur noch eine Frage der Zeit, bis auch die Einflüsse aus dem weißmagischen Zentrum zum Erliegen kamen und er den letzten Rest der Hoffnung nahm, der in den Herzen jener Antolanier schlummerte, die bereit waren, doch noch mal den Weg zurück einzuschlagen. Aber allein schafften sie es nicht mehr, zuviel war ihnen bereits verloren gegangen.

Alle diese Dinge hätten weder Tina noch ich verhindern können. Wir gewannen Einblick, das war alles, aber es war genug, um Maletta und ihre hilfreichen Geister auf den Plan zu rufen. Die Knochengespenster, die Eingang gefunden haben hier in diese Welt, kommen aus Antolanien. Das war die Knochenwelt, die durch Tamuurs Totenkopfmond so wurde. Inzwischen erfolgte die erwähnte Rückwandlung jener, die guten Willens waren. Die Männer und

Frauen aber, die auf Tamuurs und Molochos' Spuren wandelten und ihre Welt nicht mehr verändern wollten, blieben Knochenmenschen, Thor. Einige von ihnen – sind hier auf dieser Seite der Welt. Sie haben auch Tiere mitgebracht, unheimliche Geschöpfe, die ihre Form und Größe verändern können, denn sie sind magischen Sinns. Dieser Sinn muß durch Maletta ausgeübt werden. Das wissen wir nicht, das vermuten wir nur. Als Zeugen stellen wir eine große Gefahr dar. Maletta kann überall auftauchen. Was wir durch mediale Fähigkeit bewirken, vermag sie mit den Kräften der Magie: Hier und dort aufzutauchen. So findet eine scheinbar unglaubliche Sache doch noch ihre Erklärung: Sie tauchte in Oslo auf und hier schließlich in London. Aber ihre Helfershelfer können das nicht. Maletta muß sie holen oder rufen. Und sie können nur an einem Ort auftauchen, der speziell für sie vorbereitet ist. Tina und ich konnten einen solchen Ort entdecken. In der letzten Nacht, nahe Durham…«

Thor Belman zog scharf die Luft ein. »Die Brandkatastrophe, die Vermißtenmeldungen…«

Anka nickte. »Malettas Werk und das ihrer Gespenster. Sie proben den Aufstand. Doch das alles ist erst der Anfang, es wird noch schlimmer kommen, wenn nicht etwas unternommen wird. Zehn Menschen sind bereits mutwillig das Opfer dieser unheimlichen Dämonen geworden…«

»In der Zeitung war von bisher sieben Opfern zu lesen.«

»Man hat Sam O'Nail vergessen und Hal Fisher und den Mann aus Inverness, den der Knöcherne als Mensch getarnt abfing, um sich in den Besitz seines Autos zu bringen. Auch diese drei Menschen sind tot, Thor. Wir haben noch versucht, ihr Schicksal abzuwenden. Es war uns nicht möglich. Es gibt nur einen Weg: Maletta direkt zu treffen.«

»Nach all dem, was du mir da erzählt hast, kann ich dir nur zustimmen. Ich werde dir helfen, wo immer ich kann. Aber ist es nicht zuviel, was ihr euch da vorgenommen habt.«

»Du meinst: unsere Gruppe ist zu klein?«

»Ja, das meine ich.«

»Wen sollten wir sonst ins Vertrauen ziehen, Thor? Sag selbst: Würdest du uns auch nur ein Wort glauben, wenn du nicht am eigenen Leib erlebt hättest, daß es diese Dinge gibt?«

»Nein, ich würde darüber lachen…«

»Siehst du… lachen. Alle würden lachen, denen wir mit unserer Geschichte kämen. Wir sind auf uns angewiesen. Wenn du uns nicht helfen kannst…«

»Hierüber brauchen wir keine unnötigen Worte zu verlieren…«

»Sie sind nicht unnötig. Du mußt zumindest wissen, worauf du dich einläßt. Es geht – um Leben und Tod, Thor.«

Er nahm ihre beiden Hände zwischen die seinen und hauchte dann

einen Kuß auf ihren Handrücken. »Was wäre ein Leben ohne dich. Du mußt tun, was du für richtig hältst, und ich werde dich mit allen Kräften unterstützen.«

»Du bist der einzige, dem wir uns anvertrauen können.«

»Wißt Ihr denn schon, wie Ihr vorgehen wollt?«

»Ja. Heute abend wollen wir an der Stelle sein, wo in der letzten Nacht die Turmruine entstand und Maletta ihre Knochenmonster aus der anderen Welt herüberholte. Wir wollen Maletta gegenübertreten und sie bezwingen…«

»Wie wollt ihr das tun?«

»Tina und ich hielten uns eine Zeitlang im weißmagischen Zentrum in Antolanien auf. Die Geister, die Maletta gehorchen, die Geister, die sie selbst in sich trägt, meiden das Zentrum wie die Pest. Der Zusammenhang mit der Existenz des Wassers in der unterirdischen Tempelstadt und Malettas Furcht ist für uns deutlich erkennbar. Das Wasser von dort muß die gleiche Wirkung haben wie geweihtes Wasser dieser Welt auf den leibhaftigen Satan, Thor. Wir wissen es nicht, es ist nur ein Versuch… ein Versuch, der uns weiterbringen und endlich wieder ruhig schlafen lassen kann. Unsere irdischen Waffen vermögen nichts gegen sie. Wir können es nur mit den Waffen einer anderen Welt versuchen, in der die magische Gewalt um sich gegriffen hat. Und diese Gewalt soll sich auch hier breit machen, Thor. – Wir haben uns Flakons besorgt, einfache Parfümzerstäuber. Sie wurden von uns mit dem heiligen Wasser aus dem weißmagischen See gefüllt. Wenn dieses Wasser Geister vertreibt – haben wir mehr erreicht, als wir normalerweise erwarten dürften.«

Sie reichte ihm wortlos einen bis zum Rand gefüllten Zerstäuber.

Eine leicht opalisierende Flüssigkeit füllte den durchsichtigen Behälter.

»Wasser aus einer anderen Welt«, murmelte er. »Ich kann es nicht fassen. Was könnt ihr noch alles von ›drüben‹ holen.«

»Nichts sonst, Thor. Wenn man viele Fähigkeiten hat, merkt man erst recht, wie eng die Grenzen gesetzt sind. Wir sind nicht mal in der Lage, dich in die Caton-Ebene zu bringen, wohin wir gemeinsam hingehen müssen, um zu tun, was getan werden muß. Nur Tina und ich bilden eine Einheit, ein Kraftfeld, das Materie, das Raum und Zeit durchdringen kann, ohne daß auch nur eine einzige Sekunde dabei verstreicht. Wir selbst können Materie mitnehmen – unbelebten Stoff. Sowohl von einem Ort zum andern als auch von einer Dimension in die andere. Aber belebte Materie – das ist ausgeschlossen. Deshalb werden wir auch mit dir mit einem Wagen zur Caton-Ebene fahren, um die provozierende Begegnung mit der ›Grauen‹ zu suchen.«

*

Die Frau war höchstens Mitte zwanzig und schön.

Sie rannte, so schnell sie ihre langen Beine trugen.

Die Fremde trug ein zerfetztes, eng anliegendes Kleid. Ihr Busen war entblößt, und ihre helle, makellose Haut schimmerte.

Die beiden Knochenmänner holten auf und beschleunigten. Es kam ihnen darauf an, die schöne Fremde nicht entkommen zu lassen.

Da warf Mahay sich nach vorn. Er riß im Laufen sein Schwert aus der Scheide, das er im Kampf einem antolanischen Krieger abgenommen hatte und sich seitdem in seinem Besitz befand.

Der Inder flog förmlich über die spitzen Steine hinweg auf die Fremde zu, um ihr zu Hilfe zu kommen.

Da faßten die Knochenhände nach der Schönen. Die wurde im Laufen förmlich abgebremst und zurückgerissen. Dabei platzte der dünne Stoff ihres Gewandes noch weiter auf.

Wirr hingen die langen, leuchtendblonden Haare in ihrer Stirn.

Die Knochenfinger kratzten sichtlich ihre Schultern auf.

Da war Rani Mahay heran.

Der erste Knöcherne stellte sich ihm sofort entgegen, während der zweite mit harten Händen die Frau auf die Seite riß.

Er war bewaffnet!

Im nächsten Moment schlugen die Klingen der beiden großen Kampfschwerter. Die Funken sprühten. Der Knöcherne war erfahren im Umgang mit der Waffe.

Anfangs wurde Mahay zurückgedrängt. Zu seinem Entsetzen sah er, daß der andere Knöcherne die blonde Frau einfach über seine Schultern warf und davonrannte. Er lenkte seine Schritte zu einer Formation dicht zusammenstehender Felsen, die spitz und zerklüftet in den klaren Himmel unter dem Spiegelbild des Totenkopfmondes ragten.

Die Fremde schrie, schlug um sich und trat mit den Füßen, aber der Knöcherne ließ nicht locker und schleppte sie davon.

Da packte Rani sein Schwert mit beiden Händen und lief wild um sich schlagend blitzschnell nach vorn.

Sein kraftvoller Angriff führte zum Erfolg.

Es gelang ihm, seinem Gegner das Schwert aus der Hand zu schlagen, und ehe der sich bücken und erneut nach der gefährlichen Waffe greifen konnte, machte Rani dem Kampf ein wirkliches Ende. Seine Klinge stieß hart und kraftvoll nach vorn.

Sie erwischt den Gegner direkt von der Seite.

Der wurde wie von einer Titanenfaust gepackt und zu Boden geschleudert. Die Knochen klapperten krachend gegen das Felsgestein, zwei Rippen brachen. Das smaragdgrüne Gewand des Knöchernen riß über die ganze Seite hinweg auf.

Dann blieb das Skelett liegen und rührte sich nicht mehr.

Mahay lief los und jagte dem Fliehenden nach. Die verzweifelten Hilferufe der blonden Frau gellten in seinen Ohren und hallten laut und gespenstisch durch die zerklüftete, trostlose Mondlandschaft.

Rani holte auf, kam Schritt für Schritt näher und sprang über scharfkantige Felsen und kleinere Krater hinweg, aus deren Tiefe ein leises, aber dennoch unheimlich sich anhörendes Fauchen und Brodeln drang. Das hörte sich an, als ob dort in der Tiefe des Weltenkörpers ein Ungetüm von unvorstellbaren Ausmaßen schlafe und jeden Augenblick erwachen könnte.

Die zahllosen Krater, mit denen diese Welt übersät war, schienen die Ausgangslöcher für das Wesen zu sein, das dort in der Tiefe schnarchte.

Noch zwei Schritte…

»Stehenbleiben!« rief der Inder.

Der Knöcherne dachte überhaupt nicht daran.

Mahay konnte nicht mit dem Schwert angreifen. Bei einem solchen Versuch wäre er Gefahr gelaufen, die Entführte zu verletzen.

Er sprang den Fliehenden von der Seite her an und versetzte ihm einen Stoß. Ganz gezielt. Der Getroffene taumelte und verlor das Gleichgewicht. Um sich zu stützen, mußte er seine Last auf den Schultern loslassen. Die rutschte ihm seitlich weg. Damit hatte Rani Mahay gerechnet.

Er war heran, fing die Fremde auf und ging in die Hocke.

Er konnte verhindern, daß die junge Blondine allzu hart aufkam.

Die begriff die Situation und handelte geistesgegenwärtig. Ihre Arme umschlangen Ranis Hals. Sie hielt sich fest.

»Das ist angenehm. Ich würde Sie gern auch noch ein bißchen festhalten, Miss, aber da ist jemand, der hat etwas dagegen. Einen Moment… entschuldigen Sie mich bitte!«

Ehe sie sich versah, saß sie neben dem Felsen und aus der Hocke heraus noch parierte Mahay den Angriff.

Der Knöcherne warf sich herum. Aber er hatte die schnelle Reaktion des Mannes aus Bhutan nicht einkalkuliert.

Mahays Stiefelspitze knallte dem sich Herumwerfenden genau unter das Knochenkinn. Es krachte und splitterte, und der Kopf des Skelettkriegers flog zurück.

Der Getroffene warf die Arme empor und machte zwei, drei schnelle Schritte zurück. Mahay ließ ihn nicht dazu kommen, sich erst zu fangen.

»Diesmal brauchen wir keine größeren Waffen einzusetzen, schätze ich«, knurrte der Inder. »Das erledigen wir so ganz nebenbei, mit bloßen Händen. Na, was hältst du denn davon?«

Das letzte Wort war noch nicht verklungen, da krachte Ranis

Rechte bereits auf die gleiche Stelle, die eben schon von der Stiefelspitze getroffen worden war.

Diesmal fing der Knochenmann sich nicht mehr ab.

»Ich bin in Form. Das macht die Luft hier«, ließ der Inder sich vernehmen. »So eine Luftveränderung hat manches für sich.«

Rani, der seine Erfahrungen im Umgang mit antolanischen Knochenkriegern hatte, wußte, daß sie genauso verletzbar waren wie Geschöpfe aus Fleisch und Blut.

Der Skelettkämpfer brach in die Knie. Er konnte einiges vertragen. Er gab nicht auf und schraubte sich noch mal in die Höhe, um Mahay an die Beine zu springen.

Er sprang auch. Aber Rani war auf diese Reaktion gefaßt.

Er war eine Zehntelsekunde schneller. Er machte eine blitzschnelle Bewegung zur Seite. Sein Gegner fiel nach vorn und griff ins Leere.

Mit dem rechten Arm schlug Mahay noch mal zu.

Der Schlag saß genau im Genick des Knochenmannes.

Dessen Kopf fiel nach vorn, und mit der Stirnplatte knallte er auf einen spitzen Stein. Dies und Ranis Handkantenschlag versetzten ihm den Rest.

Er blieb still liegen.

»Nun hält er endlich Ruhe«, bemerkte der Inder, sich der jungen, blonden Frau zuwendend, die sich vom Boden erhob. »Die Burschen sind verdammt zäh, aber schließlich und endlich haben wir's doch geschafft.« Er strahlte. Er schien völlig vergessen zu haben, in welcher Situation er sich befand. »Und nun können wir da weitermachen, wo wir vorhin aufgehört haben«, fuhr er fröhlich fort.

»Ich bewundere Ihre Heiterkeit«, bekam er zu hören.

Die üppige Frau versuchte vergebens, ihre Blößen zu verdecken.

Rani Mahay winkte ab. »Das Kleid hat ein paar Löcher. Das kann passieren. Die Felsen hier sind sehr steinig.«

Die Fremde kam auf ihn zu. Ihre Füße waren nackt.

»Wir sollten von hier verschwinden, so schnell wie möglich«, wisperte sie, sich ängstlich umsehend. »Nur zwei haben mich entdeckt, aber es sind noch mehr in der Nähe. Wenn sie merken, was los ist, dann ist erst recht der Teufel los.«

»Von hier verschwinden, Madame? Sie sprechen eine große Sache gelassen aus. Sie sind doch von der Erde, eine Menschenfrau… wie kommen Sie hierher?«

Sie lachte leise, und es klang wie das verführerische Gurren einer Taube. »Das ist einfach und doch schwer. Ich könnte Sie das gleiche fragen. Irgendein Schicksal hat Sie hierher auf eine Welt verschlagen, von der man auf der Erde nichts weiß. Ich dagegen bin freiwillig hier. Ich kann kommen und gehen, wann ich will. Aber nicht jeder Zeitpunkt ist glücklich gewählt, wie Sie eben selbst bemerkt haben.

Ich muß künftighin etwas vorsichtiger sein, bei meinen Reisen. Kommen Sie, ich helfe Ihnen! Sie haben mir das Leben gerettet. Dafür bin ich Ihnen dankbar. Oder haben Sie eine Möglichkeit, zurückzukehren auf die Erde?«

»Nein, nicht daß ich wüßte… Verworrene Umstände haben mich hierher geführt.«

»Hab' ich mir's doch gedacht. Na, dann seien Sie froh, daß Sie – Kiuna Macgullyghosh begegnet sind!«

*

»Kiuna Macgullyghosh? Die Kiuna Macgullyghosh, deren Spiegel…« Rani Mahay versagte die Stimme.

»Du hast es also auch schon gehört.« Sie lächelte.

»Aber – das kann nicht sein«, entfuhr es dem Inder, und er wich zwei Schritte von der Fremden zurück.

Was war das? Narrte ihn ein Spuk?

Tamuurs Magie?

Holte er aus der Tiefe seines Bewußtseins etwas hervor, um eine Hoffnung zu nähren, die er überhaupt nicht haben durfte?

Dieser irre Gedankengang! Da hatte er überhaupt nicht dran gedacht… der Spiegel der Kiuna Macgullyghosh! Der befand sich doch im Besitz Björn Hellmarks auf der unsichtbaren Insel Marios!

Björn hatte ihn seinerzeit entdeckt und an sich genommen. Mit dem Spiegel hatte er einen ersten Einblick gewonnen in die Reiche jenseits der Welt, wie sie sich darstellte.

In Mahays Kopf begann sich alles zu drehen.

Ein unheimlicher Gedanke bohrte sich in sein Bewußtsein.

Er schluckte.

Die Vergangenheit!

Hier war ein Fehler passiert. Caloton, der Körperlose, hatte ihn zwar auf Tamuurs Welt versetzt, aber dabei ohne es zu bedenken, die falsche Zeit für ihn gewählt!

Er lebte in der Zeit, als Kiuna Macgullyghosh offenbar ihre ersten Erfahrungen mit ihrem Zauberspiegel machte und dabei in verschiedene Jenseitsreiche vorstieß.

Das war vor Jahrhunderten gewesen, wenn man irdische Zeitrechnung zugrunde legte.

Das bedeutete: wenn ihm jetzt wirklich die Flucht mit Kiuna Macgullyghosh gelang, dann würde er in einem frühen erdgeschichtlichen Jahrhundert auf der Erde in Irland ankommen – und wenn Björn Hellmark im zwanzigsten Jahrhundert die Hütte der Kiuna Macgullyghosh entdeckte, würde er dabei auf ein Skelett stoßen, daß er – Mahay war, und Hellmark würde nicht wissen, daß

er vor der vermoderten Leiche seines besten Freundes stand!

*

Welch ein Irrsinn!

»So zögern Sie nicht, um Himmels willen. Die Zeit drängt…«

»Aber eben mit der Zeit kann etwas nicht stimmen. Aleana… das Reich Antolanien und Ullnak, es wird wieder verloren gehen.«

»Kommen Sie, so kommen Sie doch endlich!« Sie packte ihn bei der Hand und riß ihn mit. Und dann begann er zu laufen.

Rückkehr auf die Erde, egal wie, er würde die Chance wahrnehmen. Er war zeitlich und räumlich getrennt von den Menschen, die seine Freunde geworden waren. Er konnte es nicht rückgängig machen.

Es ging über die Felsen, über Geröll und zischende Krater hinweg:

Wo die zerklüfteten Felsspitzen am dichtesten standen, schob sich ein Vorsprung wie ein Dach nach vorn.

Kiuna Macgullyghosh zog ihn unter die Felsspalte.

Nur zwei Schritte noch vor sich, etwas in der Felsnische versteckt, schimmerte es matt und spiegelten sich in der geschliffenen Glasfläche einige ferne Sterne.

Kiuna Macgullyghoshs Spiegel! Der schwere, massive schwarze Holzrahmen, handgeschnitzt, steckte zwischen dem zerklüfteten Felsgestein, als wäre der Rahmen aus diesen Steinmassen herausgemeißelt worden.

Aus den Augenwinkeln nahm Rani links und rechts des Spiegels tiefe, schwarze Höhleneingänge wahr.

An dieser Stelle führten Felsen terrassenförmig in die Tiefe unbekannter, labyrinthischer Höhlen.

»Tamuur ist unberechenbar«, zischte Kiuna Macgullyghosh.

»Sie kennen den Magier?«

»Ich will herausfinden, worauf sich seine Macht aufbaut. Es ist mir bisher nicht gelungen.« Sie deutete nach vorn. »Sie müssen auf den Spiegel zugehen, Sie werden darin verschwinden wie in einer Nebelwand – und auf der anderen Seite der Welt wieder herauskommen. Es gibt zwei Spiegel…«

Zwischen den Augen des Inders entstand eine steile Falte.

Zwei Spiegel? Bisher wußte er nur etwas von einem einzigen, dem in Hellmarks Besitz und…

Der Schatten! Über ihm…

Schatten! Links und rechts neben ihm…

»Laufen Sie, schnell!« gellte Kaunas Stimme an seine Ohren.

Er warf sich nach vorn. Zu spät! Da waren plötzlich vier Hände… sechs… acht… sie rissen ihn herum und warfen ihn zu Boden.

Leiber stürzten sich auf ihn. Knochenmänner!

Tamuurs Schergen!

Mahay schlug um sich und wehrte sich. Aber weit kam er nicht. Er unterlag der Übermacht.

Er wurde von Skeletthänden emporgerissen und bekam es nur beiläufig mit. Der Boden unter seinen Füßen schwankte, und seine Knie waren weich und nachgiebig wie Pudding. Hätte man ihn nicht gestützt, wäre er gefallen.

Knochenmänner umringten ihn und waren überall.

Er war genau in die Falle gelaufen.

Halb verschwommen nahm er die hellen Umrisse einer Gestalt wahr.

Kiuna?

Nein... scharlachrotes Licht... Tamuur. Geiferndes, gänsehauterregendes Gelächter.

»Nun bist du doch dorthin gekommen, wohin ich dich haben wollte«, vernahm er die widerliche, abstoßende Stimme. »Tamuur überlistet man nicht... niemand! Du wirst sehen: es war alles umsonst, Rani Mahay. Diesmal gibt es keine Rückkehr mehr. Der Totenkopfmond ist deine Endstation, er frißt dich auf...«

Er wollte etwas sagen. Seine Kehle war wie ausgedörrt, seine geschwollenen, zerschlagenen Lippen öffneten sich nicht.

Er erhielt einen Stoß in den Rücken und taumelte nach vorn.

Kiuna... der Spiegel... die Flucht... jetzt doch Gefangenschaft. Was hatte das alles zu bedeuten? War dies doch nicht – die Vergangenheit, wie er gemeint hatte?

Bewegung! Dunkelheit! Er meinte eingeschlossen zu sein in eine dichte Haut...

Das war keine Haut. Das war eine dunkle, pulsierende Wolke.

Wärme... Hitze...

Helligkeit. Schatten, Gesichter, die sich über ihn beugten.

»Ramdh...? Aleana...?« hörte er sich flüstern.

»Ja. Wir sind hier.«

Sie befanden sich alle auf dem Schwarzen Altar der Inoshtar!

*

Es war dunkel und neblig. Der frühe Abend glich schon der Nacht, in der Hal Fisher seinen Gast nach Durham hatte bringen sollen.

Mit einem Taxi ließen sie sich zum Loch Ness bringen. Etwa dreihundert Meter von der Stelle entfernt, wo in der letzten Nacht der geheimnisvolle Turm entstanden war, ließen sie sich absetzen.

Langsam gingen sie die Straße entlang, wortlos hintereinander, bis die roten Rücklichter des Fahrzeuges verschwunden waren.

Danach gingen sie die Böschung hinunter. Der Boden schmatzte unter ihren Füßen, Nebel waberte über der Wiese.

Anka und Tina hielten sich am Rande des Gebüsches. Die Wiese vor dem nebelumwaberten See war völlig leer.

Sie gingen bis zum Ufer, wo die Wellen leise plätscherten. Hier standen vereinzelt Bäume, deren Wurzeln schon ausgespült waren.

Die Einsamkeit war unheimlich, bedrückend und wurde gespenstisch erst recht durch den Nebel, der sich träge über See und Wiese wälzte.

Aber dieser dichte Nebel hatte auch etwas für sich. Er bot ihnen Schutz.

Alles war abgesprochen. Jeder wußte, was zu tun war. Sie warteten in der Nähe der Büsche und Sträucher. Hier waren sie praktisch nicht wahrnehmbar. Ihre Körper verschmolzen mit dem Nebel und den Schemen der Büsche.

Die Wiese vor ihnen war leer. Noch…

Schon eine halbe Stunde später aber ereignete sich ein unheimliches Schauspiel.

Die eckige Turmruine – wuchs wie ein Pilz aus dem Boden. Schattengleich bildete sie sich, lautlos und gespenstisch.

Thorwald Belman hielt den Atem an. Anka und Tina waren erregt und bemühten sich, die aufsteigende Unruhe nicht merken zu lassen.

»Jetzt«, stieß die junge Norwegerin heiser hervor.

Anka löste sich aus dem Schatten des Busches, vor dem sie die ganze Zeit ausgeharrt hatten. Sie durften keine Zeit verlieren. Diesmal mußten sie schneller sein als die Geister aus dem Jenseitsreich, die mit Hilfe dieses Turms – so vermuteten die beiden Frauen – in diese Welt gebracht wurden.

Geduckt liefen Thorwald Belman und die beiden Frauen zum Eingang. Er war baufällig und schief, und die leeren Fenster starrten sie an wie die schwarzen Löcher in einem Totenschädel.

Im Innern des Turms knirschte und schabte es leise.

Steile, ausgetretene Treppen führten in eine kahle Kammer. Von hier aus gab es Treppen, die sowohl nach oben als auch nach unten führten.

»Die Geräusche kommen von unten«, wisperte Anka. »Kommt!«

Sie lief voran und schien genau zu wissen, was sie wollte.

Pechschwarz war der Korridor, der vor ihnen lag.

Steil führten die Treppen nach unten. Die nächtlichen Eindringlinge dieser Gespensterruine tasteten sich an der kahlen, rauhen Wand entlang, um auf der steilen Treppe in der Dunkelheit den Halt nicht zu verlieren.

Sie rissen weder ein Streichholz an, noch hatten sie eine Taschenlampe dabei. Jedes verräterische Zeichen wollten sie nach

Möglichkeit verhindern.

Sie erreichten das Ende der Treppe. Es war stockfinster.

Aber da waren die Geräusche vor ihnen, und nach denen richteten sie sich.

Sie erreichten eine Gangbiegung. Fluoreszierender Lichtschein, schwach und trüb. Aber endlich nicht mehr diese undurchdringliche Dunkelheit.

Die Geräusche waren jetzt nahe.

Plötzlich ein Flügelrauschen. Ganz dicht vor innen!

Fast gleichzeitig warfen sie die Köpfe empor.

In dem trüben Licht erblickten sie einen schwarzen Vogel mit Fledermausflügeln. Er war sehr groß.

Anka, Tina und Thorwald Belman preßten sich an die kahle Wand. Der Vogel kam durch ein Fensterloch, schwebte flügelrauschend in die Tiefe und zog einen Kreis inmitten des großen Raumes, wo sie angekommen waren und der nun nach der Ankunft des rätselhaften Vogels noch intensiver in einem grünlichen Licht zu leuchten begann.

Der Vogel zog seine Kreise immer enger, legte dann die Flügel an und stürzte wie ein Stein in die Tiefe.

Fast schien es, als würde er auf dem steinernen Untergrund zerschmettern. Aber noch ehe er den Boden berührte, wuchs er wie ein schwarzer, zerfließender Stab. Der Vogel streckte sich. Die nebelhafte Dunkelheit um ihn wirbelte und drehte sich, und aus der Drehbewegung und dem überdimensionalen Vogelleib entstand ein neuer Körper: eine Frau mit Hochfrisur, strengem, kantigem Gesicht und schwarzen, glitzernden Augen.

Die ›Graue‹ – Maletta!

*

Die drei Menschen hielten den Atem an.

Belmans Herz schlug wie rasend. Er fürchtete schon, daß Maletta das heftige, stolpernde Schlagen seines Herzens hörte.

Die geheimnisvolle ›Graue‹, der Anka zum ersten Mal in der Klinik in Oslo begegnet war – und die er im Park des Nervensanatoriums ebenfalls schon mal gesehen hatte – nun war sie hier aus einem schwarzen, magischen Vogel geboren!

Maletta murmelte geheimnisvolle Worte in einer Sprache, von der die drei Lauschenden und Beobachter keine Silbe verstanden. Aber die Worte allein, ihr Klang reichte aus, um einem das Fürchten zu lernen.

In dem geisterhaft grünen Licht entstand an den Wänden Bewegung. Schatten bildeten sich, Schatten, die aus den Rissen und Spalten des uralten Gemäuers krochen.

Aus den Schatten entstanden fahle Wesen. Knochenmenschen,

Knochenechsen, Vögel!

Vier, fünf Stück lösten sich aus dem Gemäuer und folgten dem Ruf Malettas.

»Jetzt!« Anka warf sich nach vorn. Sie konnten nicht mehr länger warten. Sie mußten handeln, wollten sie verhindern, daß die Armee der Schrecklichen hier auf der Erde weiter zunahm.

Nun würde sich herausstellen, ob Ankas und Tinas Besuche in dem Lande Ullnak und Antolanien Vorteile erbracht hatten, ob der Angriff, den sie sich vorgenommen hatten, von Erfolg gekrönt war.

Anka zögerte nicht. Tina zögerte nicht.

Ihre Zerstäuber waren auf die fahlen Knochenwesen gerichtet. Die Zerstäuber sprühten. In fein verteilter Form trafen die Tropfen die Knochengeschöpfe.

Ächzen und Jammern erscholl. Die Gestalten wichen zurück. Der Knochenmann schlug die Skeletthände vor das Gesicht und wandte sich ab, der Knochenvogel flatterte wie wild mit den Flügeln, daß die Knochenflügel klapperten.

Die Wesen wichen an das Gemäuer zurück. Ihre Form zerfloß, sie wurden wieder zu Schatten. Wo das geheiligte Wasser hintraf, da schränkte sich sofort die Entwicklung des dämonischen Geistes ein und konnten die Gestalten sich nicht voll entfalten.

Anka und Tina und Thorwald handelten wie Roboter, die auf eine bestimmte Aktion getrimmt waren.

Im Nu war der fluoreszierende Raum wie leergefegt. Die Geister, die Maletta gerufen hatte, konnten nicht bleiben.

Was das Kruzifix für den Fürsten der Finsternis, Graf Dracula, war, was geweihtes Wasser für Luzifer – das war für die dämonischen Knochengestalten der Maletta das Wasser aus dem heiligen See des weißmagischen Tempelzentrums in Antolanien.

»Nun zu dir!« Anka stand vor der Grauen.

Das harte Gesicht mit den kalt glitzernden Augen schien aus Stein gemeißelt.

Maletta verzog die Mundwinkel. »Ihr habt viel dazu gelernt, das muß man euch lassen. Aber ihr wißt noch nicht alles – und das wird euch zum Verhängnis.«

»Wir werden dich dorthin zurückschicken, woher du gekommen bist«, stieß Anka hervor.

»Das werdet ihr nicht, weil ihr es nicht könnt«, entgegnete Maletta rauh. »Die Knochenwesen aus Antolanien haben Substanz – ich aber bin substanzlos, ich bin ein Gedanke, ein manifest gewordenes Wunschbild Tamuurs, des Scharlachroten, der auf einer anderen Welt herrscht, dessen Ziel es aber ist, viele andere Welten zu erreichen und zu besiegen, um sie mit seinen Zaubergärten zu beglücken. Du kannst mich nicht vernichten – es sei denn, du würdest Tamuur töten. Dazu

aber bist du nicht in der Lage.«

»Ich werde es dir beweisen!«

Anka Sörgensen, Tina Marino und Thorwald Belman setzten ihre Zerstäuber in Tätigkeit. Maletta wurde an zahlreichen Stellen getroffen.

Sie schüttelte sich nicht mal.

»Ihr seid dumm, ich habe es euch gesagt. Nun komme ich doch zu dem, was ich ursprünglich wollte. Ihr seid noch die einzigen, die mein Geheimnis kennen, die einzigen, die wissen, daß es Nächte gibt, wo das Licht des Totenkopfmondes es mir ermöglicht, die Helfer aus dem anderen Reich hier herüberzuholen. Ihr sollt es für alle Zeiten für euch behalten.«

Sie hob beide Hände. Das grüne Licht wurde trüb, und die Fensterlöcher schlossen sich und der Aufgang hinter ihnen, durch den sie gekommen waren.

Maletta, ein böser Gedanke Tamuurs, den er auf rätselhafte Weise in diese irdische Welt eingeschleust hatte, lachte grausam.

»Ihr habt den Beweis: Ich bin unverwundbar für die Waffen, die ihr mitgebracht habt! Ihr aber seid es nicht für mich! Machen wir alledem ein Ende. Ich werde euch in schwarze Vögel verwandeln, und ihr sollt von nun an auf Schritt und Tritt meine Begleiter sein!«

*

Tamuur schwebte über ihnen unterhalb der Felsenröhre, die unmittelbar über dem schwarzen Altar der Inoshtar mündete.

Wie ein Vogel hatte er seine bizarren Arme ausgebreitet.

Aleana, Fürst Ramdh und Rani Mahay standen dicht zusammengedrängt auf dem Opferaltar und blickten nach oben.

»Da gibt es keine Möglichkeit mehr, die ihr hättet!« höhnte der Scharlachrote. Er lachte dröhnend. »Rani Mahay, du hast es verstanden, dich zu meinem größten Feind aufzuspielen. Aber nun ziehst du schließlich doch den kürzeren. Es hat dich nichts mehr genützt, daß du die Bekanntschaft Calotons gemacht hast. Ich hatte ihn doch wahrhaftig vergessen. Kleinigkeiten entfallen einem, wo es um wichtigere Dinge geht. Es hat mir Freude gemacht, dich zu erleben, als du Kiuna Macgullyghosh trafst. Es war köstlich.«

»In Trugbildern bist du ein Meister, dies muß ich dir bestätigen«, rief Rani lautstark. Er hatte sich wieder erholt. »Wie du ausgerechnet auf Kiuna Macgullyghosh gekommen bist…«

»Das waren keine Trugbilder, Rani Mahay! Kiuna Macgullyghosh hat wirklich diese Welt besucht. Der Totenkopfmond war eine von vielen Welten, die sie auf ihren phantastischen Reisen durch Raum und Zeit kennenlernte. Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft

gehören auf dieser Welt mir. Ich kann sie entstehen lassen, wann immer ich will, ich kann die Zeiten und ihre Abläufe miteinander vermischen… auf dieser Welt gibt es keine Grenzen für mich, denn ich bin ein Teil von ihr. Du bist Kiuna Macgullyghosh wirklich begegnet – in der Vergangenheit, die ich kurz entstehen ließ. Und meine Freunde – Männer um Berater Dalp – die sich im Augenblick hier zur besonderen Verwendung aufhalten, wurden von mir alarmiert, um das Spiel in Szene zu setzen. Den Spiegel der Kiuna Macgullyghosh – hast du wirklich gesehen. Einer ihrer Spiegel. Ihr Ziel war es, deren viele zu besitzen. Einer führt von dieser Welt auf die, aus der du kommst. Diesen Spiegel benutze ich schon geraume Zeit, um meine Gedanken in jene Welt zu führen, aus der Kiuna Macgullyghosh einst kam. Das ist mir auch gelungen. Ein hypnotischer Gedanke hat Form angenommen. Es existiert eine Frau, die mein Gedankengut auf der Erde verbreiten wird und den Weg für mich vorbereitet. Nicht nur Maghon, die Welt der Länder Ullnak, Antolanien, Gesah und Grehk wird mein Eigentum sein – auch die Erde.«

»Tamuur wird größenwahnsinnig«, rief der Inder. »Du weißt, daß dies nicht stimmen kann.«

»Und wieso nicht? Die Saat ist bereits ausgelegt.«

»Die Saat hat auch Molochos schon ausgelegt, und Rha-Ta-N'my…«

»Ich unterstütze sie!« rief Tamuur. »Gemeinsam werden wir herrschen – und Rha-Ta-N'my und Molochos, der Meister, der mein Opfer erwartet, werden meine Bemühungen anerkennen…«

Die Organisation im Reich der Dämonen und bösen Geister schien nicht so recht zu funktionieren. Viele verfolgten ihre eigenen Interessen. So klar wie in diesem Moment war dies Mahay zuvor nie geworden.

»Aber wir wollen nicht streiten«, fuhr Tamuur fort. »Dazu sind wir hier nicht zusammengekommen. Die Zeit des Endes ist gekommen. Molochos, Herr und Meister, dies ist deine Stunde… hier sind die Opfer, die du erwählt hast, die ich dir darbringe. Inoshtar, Herrin der feurigen Ströme, walte deines Amtes! Erhöre meinen Ruf!« Dann lachte er schaurig und sein Lachen wurde als vielfältiges Echo von den unterirdischen Felswänden zurückgeworfen, daß es sich anhörte, als ob tausend Geister gleichzeitig lachten.

»Narr! Wie konntest du es wagen, nur mit deinem Schwert bewaffnet, hierher zu kommen, Rani Mahay? Du bist praktisch mit nackten Händen in dein Unglück gelaufen!«

»Wenn wir schon sterben sollen, Tamuur – dann solltest du nicht verschont bleiben!« brüllte Mahay da los. »So ein Narr, wie du denkst, bin ich nicht. Ich habe befürchtet, daß ich nur wenig ausrichten könnte – aber für den Fall, daß uns keine andere Wahl mehr bleibt, wollte ich doch verhindern, daß du da wieder beginnst, wo du

aufgehört hast!«

Mahay riß sein Hemd auf.

Ein gellender Schreckensschrei entrann Tamuurs Lippen.

An einer dünnen Kette hingen die beiden Amulette aus den Augen der steinernen Schlange, die beiden magischen Geschenke aus einer Zeit Xantilons, als die Schwarzen Priester nur geringe Macht hatten.

Ranis Rechnung ging auf.

»Wenn wir sterben, Tamuur – sollst du mit uns kommen!«

Die beiden Amulette berührten sich, Rani richtete sie nach oben.

Tamuurs Hände sanken herab. Und dann ging es Schlag auf Schlag.

Unheimliches Grollen aus der Tiefe des Feuermeeres. Die Wellen schwappten am Steilufer hoch.

Tamuur drehte sich um seine eigene Achse. Und während er, ohne es zu wollen, tiefer sank, zerfiel sein Körper wie in lauter kleine Puzzlestücke.

Dabei veränderten sich die bizarren Teile. Sie nahmen eine andere Form und andere Farbe an.

Tamuur war als solcher nicht mehr zu erkennen. Ein formloses, aufgelöstes Etwas stürzte dem schwarzen Altar und dem Feuersee entgegen.

Die Einheit der beiden zauberkräftigen Amulette im Herzen der Welt, in der Tamuur regierte, das war zuviel. Ein Riß ging durch diese Welt. Und dieser Riß ging durch Tamuur.

Er wurde ein Mittelding zwischen Pflanze und Tier und machte in Bruchteilen von Sekunden all die Entwicklungen durch, die zu seiner endgültigen Gestalt geführt hatten.

Die Entwicklung verlief rückwärts!

Bruchstücke einer Baumrinde, Bruchstücke, die schließlich an glutflüssiges Gestein erinnerten, klatschten in das sich aufbäumende Lavameer, in dem Inoshtars Geist wühlte und wirkte, in dem die Glutwellen höher und höher stiegen und die schwarze, geschliffene Insel darin in gleichem Maß mehr und mehr zu versinken schien. Schon schwappten zischende und glühende Rinnsale über den Rand und bildeten kochende Lachen…

Tamuur wurde, was er einst gewesen war: ein glutflüssiger Tropfen im Leib der unvorstellbaren, unbeschreiblichen Inoshtar, der durch Molochos schwarzmagische Künste auf die Oberfläche dieser Welt gerufen worden war. Und von hier aus hatte der Siegeszug des Scharlachroten begonnen.

Das Lavameer gurgelte. Grollen, Donnern…

Die drei Menschen auf dem Altar standen dicht beisammengedrängt. Inoshtar bäumte sich auf und bewegte ihren gigantischen, dampfenden und zischenden Körper. Lavaströme ergossen sich aus der Tiefe des Bodens. Die Vulkankegel sprudelten.

Wie kochendes Blut ergoß sich spritzend Inoshtars Leib über den Altar und engte die dort eingeschlossenen Verlorenen ein.

Da schwebte in dem Dampf und dem Krach etwas Rundes die Felsenröhre herab.

Ein kahler, ovaler Kopf, umgeben von einer opalisierenden Membran tauchte auf.

»Caloton!« entfuhr es Rani.

Risse und Spalten bildeten sich in den sie umgebenden Felswänden. Auch dort kroch machtvoll der zähflüssige, kochende Lavastrom hervor.

Caloton ließ drei dunkle Wolkengebilde auf die Insel herabgleiten.

»Unter diesen Umständen war es nicht nötig, daß ich mich, mit dem Wegkommen beeilte«, tönte seine klare, zufriedene Stimme. »Was Tamuur nicht mehr vermag, kann ich euch noch zur Verfügung stellen: ein Transportmittel von einer Welt, die dem Untergang geweiht ist. Nutzt die Chance zur Rückkehr. Aleana und Fürst Ramdh nach Ullnak… du, Rani Mahay, zurück in die Welt, nach der du dich sehnst. Ich könnte das letztere nicht bewirken. Aber der Spiegel, durch den Tamuur seine bösen Gedanken schickte. Noch existiert er, noch funktioniert er. Nutze die Zeit!«

Die schwarzen Hüllen umschlossen sie. Da gab es keine Gelegenheit mehr, Abschied zu nehmen.

Letzte, dankbare Blicke wurden gewechselt.

Dann brodelnde Finsternis, eine ruckartige Bewegung… Die drei Wolkengebilde verschwanden fast gleichzeitig vom schwarzen Altar der Inoshtar.

Sie trennten sich und versanken in Raum und Zeit. Zwei Gebilde kamen an in der fensterlosen Halle, aus der Tamuur noch vor kurzem mit furchtbaren Drohungen gewichen war – die dritte Hülle zerriß lautlos vor den spitzen Felsen, zwischen denen der zweite, bisher unbekannte Spiegel der Kiuna Macgullyghosh sich befand.

Ohne sich umzusehen, warf sich Rani Mahay darauf zu.

Der Boden unter seinen Füßen bebte, Inoshtars Feuerleib quoll bereits aus den Vulkankegeln ringsum und tauchte alles in einen flammenden, blutroten Schein.

Der Inder befand sich vor der Spiegelfläche, noch ein Schritt… kein Widerstand. Er tauchte ein in das Nichts!

*

Maletta wollte etwas sagen.

Ein magisches, grausames Wort. Aber es wurde ein Todesschrei daraus.

Auf einer fernen Welt war Tamuur gestorben. Sein hypnotisch-

magnetisches Gedankengebilde ›Maletta‹ ging mit zugrunde.

Sie kam nicht mehr dazu, die angedrohte Umwandlung durchzuführen. Ihr Körper wurde rotglühend und verdampfte wie eine Dunstwolke.

Sie verging wie ein Schemen. Und in der gleichen Sekunde veränderte sich auch die Umgebung auf eine unheimliche und bedrohliche Weise.

Die Wände der Turmruine wurden rotglühend und durchscheinend. Aber es breitete sich keine Hitze aus.

Die Wände vergingen, die kühlen Nebel wogten um die drei Menschen.

Drei?

Da waren plötzlich – vier!

»Thor!« entfuhr es der jungen Norwegerin.

Sie starrte auf die vierte Person, die mit dem Vergehen der magischen Wände der Ruine gleichzeitig hier aus dem Nichts aufgetaucht war.

»Der Mann aus dem Turmverlies auf der Welt, die Tamuur fest in Händen hielt – Rani Mahay!«

*

Er war unter ihnen und befand sich auf der Welt, die er vor vielen Monaten von der Insel Marios aus verlassen hatte. Ein Spiegel der Kiuna Macgullyghosh hatte ihm das Tor in eine abenteuerliche, lebensbedrohende Welt aufgestoßen – ein Spiegel der Kiuna Macgullyghosh hatte ihm die Rückkehr ermöglicht.

Da gab es viele Fragen. Auf beiden Seiten. Und keiner hatte Interesse daran, die Ungewißheit aufrecht zu erhalten. Es kam zu einem klärenden Gespräch, so daß alle begriffen, wie das, was sich nun zuletzt abgespielt hatte, eigentlich hatte ablaufen können.

Hier entdeckten Menschen ihre Gemeinsamkeiten. Es war noch mal gut gegangen. Ein Loch war zugestopft, aber wieviele Feinde regelmäßig durch dieses Loch in diese Welt gekommen waren, das wagte keiner zu sagen.

Rani wußte, daß die Begegnung mit Anka und Tina hier in Schottland Kreise ziehen würde. Da existierte ein Medium-Paar, dessen Fähigkeiten nicht so leicht zu überbieten war. Ein Medium, das Hellmarks Interesse wecken dürfte.

Nun stand erst noch die Kontaktaufnahme zu Björn Hellmark bevor. Die wollte und mußte er so schnell wie möglich hinter sich bringen – vorausgesetzt, daß Björn in der Zwischenzeit einen Weg auf diese Seite der Welt zurückgefunden hatte.

Um dies festzustellen, bedurfte es eines Anrufes nach New York,

wo sich der Verleger Richard Patrick aufhielt, jener Mann, der ›Amazing Tales‹ verlegte und über die unheimlichen Ereignisse in dieser Welt wie kein Zweiter informiert war.

Rani atmete tief durch. Sein Blick ging in den nächtlichen, nebelverhangenen Himmel, und er konnte noch gar nicht fassen, daß er den Totenkopfmond nicht mehr über sich sah…

*

Der befand sich in einem andersdimensionierten Raum.

Inoshtars Feuerleib ergriff wie im Zorn völlig Besitz von ihm. Der felsige Boden platzte auf. Glutflüssige Magma sprang hervor. Die glühenden Gesteinsmassen wälzten sich aus den Vulkankegeln, aus den Rissen und Spalten und überschwemmten das zerklüftete Land.

Die Totenkopfwelt ging unter.

Ein Mond hing am Himmel. Ein Totenkopfgesicht, aus dem es wie Blut hervorquoll. Dicke, gewaltige Ströme wälzten sich über die Kraterlandschaft, und es sah so aus, als ob dieses starre Steingesicht blutige Tränen weinte.

In einem anderen Reich zwischen den Dimensionen herrschten bittere Enttäuschung und ohnmächtiger Zorn.

Molochos, der Dämonenfürst, zürnte.

Er hatte eine Welt verloren.

ENDE